

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN

Ernst J. Christoffel

Vater der Blinden im Orient

Fritz Schmidt-König

Ernst J. Christoffel

Vater der Blinden im Orient

Von
Fritz Schmidt-König

4. Auflage 1974
(51.—70. Tsd.)



BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

Band 185 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALT

Gott weiß um alle Wege, die du gehst	3
Gerufen zu heiligem Dienst	5
Unter dem Schatten deiner Flügel	11
. . . aber der Herr ist noch größer	19
„Hoffnungstal“	23
Es öffnet sich ein neues Tor	26
Isfahan	31
Sonne und Wolken	39
Interniert	47
Warten — warten — warten!	50
Der Weg ist frei	53
„Er ist das Licht der Blinden“	59
Der Herr der Ernte winkt	66
Nachwort	69

© 1969 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buch- und Offsetdruckerei H. Rathmann,
Marburg an der Lahn

ISBN 3 7655 0237 5

Gott weiß um alle Wege, die du gehst

Deiner Gnade hellen Schein
hast du in mein Herz gegeben.
Herre Christ, in dich hinein
berge willig ich mein Leben.

Die Erde fliegt uns entgegen, wir landen auf einem der schönsten Flughäfen des Orients, in Teheran. Zwölf Stunden später trägt uns die Maschine der Iran Air nach Isfahan, der alten, schönen Residenz früherer Machthaber Persiens. Eine Stadt, reich an Baudenkmalern und Gärten. Die wuchtige „Dreiunddreißig-Bogen-Brücke“ ruft ihr steinernes Willkommen, und der Zayandeh-Rud, der Fluß, der in vielfältigen Rinnen Gärten und Äcker bewässert, begleitet uns, wenn wir auf der Straße der Gartenvorstadt zufahren, die den Namen Paradies trägt. Man versteht diesen Namen und unterstreicht ihn, wenn man einige Tage später in der Umgebung Isfahans durch Steppe und Wüste fährt, umwölkt vom Staub und der Hitze flammender Sonne ausgeliefert. Hier inmitten der Gärten mit blühenden Beeten aber möchte man die Sätze des Dichters Omar Chajjam staunenden Auges sprechen:

Mit Rosen hat der Morgen
die Schale des Himmels gefüllt.
In die kristallene Luft
träufelt der Sang der letzten Nachtigall . . .

Wenige Minuten später schauen wir in leere Augen. Blinde Kinder stehen singend und musizierend vor dem Tor eines Hauses, das an seiner Wand in deutscher und arabischer Schrift bescheiden, aber froh seinen Namen und damit seinen Dienst bekanntgibt: Deutsches Christoffel-Blindenwerk. Dem Begrüßungschoral der Kinder folgt ein herzlicher Willkommensgruß des Hausvaters. Bald stehen wir in der Diele des Blindenheims vor den

Bild des Mannes, der als Gründer dieser Missionsarbeit dem Dienst an den Blinden und Heimatlosen Wesen und Art eingepägt hat:

Pastor Ernst J. Christoffel.

Am 4. September 1876 in Rheydt (Rheinland) geboren, verbringt er seine Kinder- und Jugendzeit in seiner Vaterstadt. Die Eltern sind ernste Christen und Mitarbeiter in der Landeskirchlichen Gemeinschaft. Der Vater hat als Klemptnermeister ein gutgehendes Geschäft mit einigen Gesellen. Neben Ernst Jakob wachsen noch einige Geschwister mit auf. Das Christoffelsche Haus hat offene Türen für jeden, der Hilfe und Rat sucht, besonders aber für die vielen Missionare, die hier Quartier und Ruheplatz finden. Wie mag der Junge da aufgehört haben, wenn diese Gottesmänner von fernen Weiten und fremden Menschen berichteten und wie die Liebe Gottes in Jesus Christus manches Heidenherz besiegt und furchtlos und getrost macht! Gern besucht er die Zusammenkünfte der christlichen Jugend. Die Verbindung mit seinen Freunden bleibt bestehen auch nach dem Verlassen seiner Heimat. Nach bestandem Abitur und kurzer Tätigkeit als Erziehungsgehilfe in Moers unter Missionsinspektor Stursberg entschließt er sich zum Besuch des Predigerseminars in Basel.

Ein alter Freund Christoffels, der langjährige Leiter des Jugendbundes für entschiedenes Christentum (EC) in Rheydt, schreibt in Erinnerung an die gemeinsam verlebte Jugendzeit:

„Für uns war es immer eine besondere Freude, wenn er während seines Studiums in den Ferien bei uns sein konnte. Immer durften wir dann etwas Besonderes von ihm erwarten. Durch eine reich gesegnete Erweckung hatten sich im Frühjahr 1899 viele junge Menschen für Christus entschieden. Mit brennendem Herzen wollten wir nun das gefundene Heil weitertragen. Da kam Ernst

Christoffel wieder einmal in Ferien heim. Dieses Mal durfte er uns ein ganz besonderes Geschenk mitbringen. Er hatte bei Freunden den Jugendbund für EC kennen und lieben gelernt, und nun ließ er uns daran teilnehmen. Wie saßen wir in heller Freude zusammen und überlegten und planten! Das elterliche Haus mit den Geschwistern von Ernst war uns da eine rechte Hilfe. Sie alle taten mit. Der Bruder von Ernst war unser 1. Vorsitzender. Welch ein Blühen und Leben konnte sich da entfalten! Es war Jugend in dem einen Verlangen, alles für den Herrn hinzugeben.

Später durften wir durch Ernst Christoffel auch die Arbeit des Blauen Kreuzes kennenlernen. Mit rastlosem Eifer und tiefer Liebe wurden die Hartgebundenen aufgesucht in ihren armen Hütten und auf den Straßen der Stadt. Etliche fanden den Weg zur völligen Freiheit und wurden die besten Mitarbeiter auf diesem Gebiet.

Noch eins hat unser Kreis von Ernst Christoffel lernen dürfen. Er war der erste aus unserer Mitte, der sich mit seiner Schwester (Frau Pfarrer Bauernfeind) dem Herrn für den Dienst in der Äußeren Mission an den Waisenkindern in Armenien zur Verfügung stellte. Sein Scheiden war uns sehr schmerzlich; doch sind wir heute dankbar für das Vorbild, das wir in ihm hatten.“

Gerufen zu heiligem Dienst

Gott gab sein Licht dir in dein Leben
zum Weitergeben.

Es ist im Frühjahr 1904. Christoffel hat sein Studium in Basel beendet und ist in den Sommermonaten Hauslehrer in einer Züricher Kaufmannsfamilie. Da erreicht ihn die Anfrage des Schweizer Hilfskomitees für Armenien, ob er wohl den Posten eines Lehrers und Leiters

von zwei Waisenhäusern in Siwas in Kleinasien übernehmen möchte. Von den Tagen des Überlegens und Betens, des Fragens und der Ungewißheit schreibt er später: „Von dem Tage an, an dem ich mir der Gotteskindschaft bewußt wurde, war es für mich eine Selbstverständlichkeit, mich ganz in den Dienst des Herrn zu stellen. Dieser Entschluß ist für mich nie etwas anderes gewesen als eine Dankespflicht gegen den Herrn und auch das Bewußtsein der Schuldnerschaft einer christuslosen Welt gegenüber. Meine Bekehrung fiel in die Zeit, in der die ersten Nachrichten von den Armeniergreueln der neunziger Jahre nach Deutschland kamen und unter den Christen in Deutschland eine erhebende Bewegung der Hilfsbereitschaft auslösten. Dadurch wurde mein Blick auf den Orient gelenkt, und der Wunsch wurde in mir wach, wenn es des Herrn Wille wäre, ihm im Orient zu dienen. Zwischen jener Zeit und dem Tage, da mich der Brief mit der Anfrage erreichte, lagen Jahre der Vorbereitung für den Dienst. Ich konnte mit voller Freude zu der Berufung ja sagen.“

Fast scheint es, als ob Christoffel den neuen Weg, den er kaum betreten hat, nicht weitergehen kann. Bei einer Besprechung mit dem Vorsitzenden des Komitees wird er gefragt: „Sind Sie verheiratet?“ Er muß verneinen. Auch eine Verlobte ist nicht vorhanden. Man legt aber großen Wert darauf, daß der neue Direktor verheiratet ist. Man scherzt und rät: „Verloben Sie sich doch schnell!“ Der junge Christoffel schüttelt den Kopf, und auf dem Heimweg bewegt ihn die Angelegenheit sehr stark, und er betet: „Herr, zeige mir einen Ausweg!“ Und der Ausweg wird ihm gezeigt. Er muß an seine jüngste Schwester Hedwig denken, von der er weiß, daß sie für jeden Missionsdienst bereit, daß sie aber auch zu Hause schwer abkömmlich ist, denn der Vater ist alt und die andere Schwester kränklich, und beide bedürfen der Pflege. Ein Telefongespräch bringt Klarheit. Hedwig sagt sogleich ja,

und auch der Vater und die kranke Schwester geben ohne Zögern die Einwilligung.

Christoffel atmet auf und fragt sogleich beim Komitee an, ob er mit seiner Schwester ausreisen dürfe. Gott lenkt auch hier die Herzen, die Herren sagen ja und verbinden damit sogleich den Wunsch einer baldigen Ausreise.

Im September 1904 begeben sich die beiden jungen Missionsleute auf ihr neues Arbeitsfeld, das eigentlich ein sterbendes Arbeitsfeld ist. Der Auftrag lautet nämlich, daß sie innerhalb von drei Jahren die sich in den beiden Häusern befindenden Waisen, über vierhundert an der Zahl, irgendwo unterbringen sollen. Das ist, rein technisch gesehen, eine Unmöglichkeit. Da aber die Häuser nach drei Jahren geschlossen werden sollen, muß man die Kinder entweder anderen Missionen zuführen oder sie auf die Straße setzen. Die Vertragszeit von drei Jahren geht dem Ende zu. Christoffel schlägt vor, die Arbeit weiterzuführen, aber es kommt zu keiner Einigung mit dem Komitee in der Schweiz.

So scheiden die beiden Geschwister aus der Arbeit, und es scheint, daß Gott bereits eine neue Arbeit für sie bereithält. Der Deutsche Hilfsbund für Armenien möchte Christoffel gern als Leiter eines im Entstehen begriffenen Lehrerseminars haben. Er wird nach Deutschland gerufen, man verhandelt mit ihm, Christoffel erkennt mancherlei Unebenheiten und ist froh, daß der Vorstand nach fast einem Jahr die Verhandlungen abbricht. Wohl ist er enttäuscht, aber später schreibt er:

„Gott der Herr bewahrte uns vor dem Eingehen einer Verbindung, in der wir nicht am Platze gewesen wären. Dann noch eins: Ich lernte dabei erkennen, daß auch in Missionsverwaltungen große Fehler gemacht werden. Diese Erkenntnis ist mir später in leitender Stellung sehr zustatten gekommen und hat mich vor Fehlern bewahrt, die ich ohne diese Erfahrung sicherlich gemacht hätte.

Im letzten Jahr unseres Aufenthalts in Siwas hatte der

Herr uns die Not der Blinden des Orients gezeigt. Diese Not wirkte in uns den Entschluß zur Hilfe. Wie wir diese leisten könnten, war uns vorerst unklar. Wir standen aber unter einem moralischen Zwang, der uns zu Schuldnern dieser Enterbten machte. Ihre Lage legte der Herr uns auf Herz und Gewissen. In diese Zeit fiel die Berufung des Hilfsbundes. Wir waren entschlossen, zu gegebener Zeit die Erlaubnis einzuholen, neben unserer Arbeit am Seminar etwas für die Blinden tun zu dürfen, wenn nicht anders möglich, privat, ohne daß dem Hilfsbund Kosten entstanden wären. Als die Beziehungen zum Hilfsbund endgültig gelöst waren, trat die Blindenfrage in besonderer Stärke wieder vor uns hin und drängte zur Lösung. Es wurde uns immer gewisser, daß Gott in dieser Richtung einen Auftrag für uns hatte. Wie aber diesen Auftrag zur Ausführung bringen? Wir gingen zunächst den gewiesenen Weg und wandten uns an die für den Nahen Orient in Betracht kommenden Missionen mit der Bitte, die Blindenfürsorge in ihr Programm aufzunehmen. Wir selbst stellten uns für diesen Dienst zur Verfügung. Alle lehnten ab. Das war gut so, denn als Anhängsel an eine andere Arbeit kommt die Blindenfürsorge nicht zu ihrem Recht.“

In dem Jahr der aussichtslosen Verhandlungen, das für Christoffel ein Jahr der Gottesschule ist, hört er in Halle die Theologen Kähler und Warneck. Er weiß auch, daß Warneck, ein Freund der Mission, den sogenannten „Freimissionar“ ablehnt. Dazu kommt die Abneigung gegen fromme Abenteurer. Es ist eine Zeit innerer Kämpfe. Beide Geschwister sind sich des Auftrags bewußt; aber die rechnende Vernunft setzt ein Fragezeichen nach dem andern hinter den Gottesruf. Aber: „Was er sich vorgenommen und was er haben will . . .“ Christoffel kennt diesen Vers und betet ihn zu Ende: „Das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.“ Und das Ziel ist so nah!

Die Antwort auf alles bange Fragen kommt von einer Frau, die Gott benutzt, um den neuen Missionsweg zu zeigen. Bei einer Unterredung mit der Frau eines seiner liebsten Lehrer in Basel sagt diese dem nach Klarheit ringenden jungen Missionar ganz schlicht: „Schauen Sie nicht auf Menschen, schauen Sie auf Gott!“ Plötzlich schwinden alle Bedenken.

„In meine Vaterstadt Rheydt zurückgekehrt, fand ich meine Schwester in vollem Einverständnis mit meinem Entschluß. Wir waren überzeugt, daß der Herr uns gerade zu diesem Dienst rief. Wir warfen alle Bedenken hinter uns und taten den ersten Schritt in die Öffentlichkeit. Das war im Frühsommer 1908.“

In stiller Abendstunde, nach hartem Tagewerk der Vorbereitungen für den kommenden Dienst, bringt die Erinnerung manches Bild und Erlebnis der Vergangenheit hervor. Christoffel erkennt nun, wie Gott schon in den letzten Jahren durch mancherlei Geschehen und Erleben seinen jungen Knecht hingewiesen hat auf die Not der Blinden, denen er sich einmal ganz verschreiben wird.

Es ist vor zwei Jahren gewesen. Im Waisenhaus in Siwas spricht eine Frau vor. Von den blinden Waisenkindern dicht umdrängt, steht sie auf dem Hof und wartet auf Christoffel, der gerade von einem Gang in die Stadt zurückkehrt. Er fragt die Frau nach ihrem Anliegen und erhält als Antwort ihre Bitte, die armen Waisenkinder möchten doch für ihren kürzlich erblindeten erwachsenen Sohn beten; denn Gott erhöere vor allen Dingen das Gebet der Waisen. Christoffel besucht am nächsten Tag Mutter und Sohn. Dieser war an Syphilis erblindet. Einige Monate später starb er im Irrsinn. Das war wohl der erste Fingerzeig Gottes.

Oder er denkt an jenen Tag in Konstantinopel, da er mit einem Freund durch die Stadt geht und nach einer Wegstrecke von etwa fünfzehn Minuten den Freund fragt: „Wieviel Blinde hast du gesehen?“ „Keinen“,

antwortet dieser verwundert. Christoffel hatte zwölf gezählt. Gott schenkte ihm einen besonderen Blick für diese Welt der grenzenlosen Not.

Die Zeit der Vorbereitung bringt neben hoffnungsvollen Lichtblicken auch mancherlei Enttäuschungen.

Man nennt die Geschwister Christoffel Schwärmer und fromme Abenteurer. An mancher Tür werden sie abgewiesen. Die kalte Klugheit einiger Christen rechnet schon das Ende der noch gar nicht begonnenen Missionsarbeit aus. Es fehlt nicht an taktlosen und hämischen Bemerkungen. Daneben aber finden sich viele, die mit Rat und Geld Beistand leisten. In Deutschland sind es zwei Beterinnen und Mitarbeiterinnen, die es übernehmen, später eingehende Missionsspenden zu übermitteln und Missionsberichte an den Freundeskreis zu senden. In der Schweiz öffnet der Herausgeber eines christlichen Sonntagblatts die Spalten seiner Zeitschrift für Berichte aus der Arbeit Christoffels. Ein anderer Freund in Basel garantiert mit seinen Gaben für zwei Jahre den Unterhalt der Geschwister. Auch in Holland finden sich Freunde, die helfend und betend hinter der Missionsarbeit stehen. Die Geschwister Christoffel sagten damals: „Wenn der Herr die Geldmittel für die Reise gibt, Mittel zum Mieten eines Hauses und einer Hauseinrichtung, Mittel zur Verpflegung von zehn Blinden, und zwar für ein Jahr, dann wollen wir hinausgehen.“

Christoffel hat inzwischen bei dem Leiter einer Blindenanstalt in Zürich einen Kursus absolviert, und dasselbe hat seine Schwester in der Blindenanstalt in Neuwied getan. Im Herbst 1908 wird Christoffel in Basel ordiniert, und dann treten die beiden Missionare die Ausreise an.

Unter dem Schatten deiner Flügel

Ob auch die Wolken treiben
und alles Hoffen bricht,
es wird nicht dunkel bleiben:
Gott führt durch Nacht zum Licht.

Es ist im Dezember 1908. Das Ziel der beiden Missionsgeschwister ist Malatia, eine Stadt am Fuße des Bey-Dagh, einige Reitstunden vom Oberlauf des Euphrat entfernt. Viele Kanäle durchfließen diese Gartenstadt. Neben Türken und Kurden wohnen ca. 20 000 Armenier hier. Es gibt auch eine kleine evangelische Gemeinde, die von einem armenischen Geistlichen betreut wird. Im Pfarrhaus finden die Geschwister Christoffel bei ihrer Ankunft freundliche Aufnahme.

Aber zunächst versucht ihre kleine Missionskarawane, durch den eisigen Gebirgswinter zwischen Cäsarea und Siwas zu kommen. Mit einem Lastwagen und zwei Reitpferden, als Begleiter zwei kernige armenische Bergbewohner, so trotz man mit Gottes Hilfe dem Schneesturm und den Todesgefahren. Christoffel schreibt später in seinen Reiseberichten u. a.:

„Der Morgen war windstill, klarer Himmel und schöner Sonnenschein. So zogen wir unsere Straße getrost weiter. Meine Schwester und ich im Sattel. Die beiden Begleiter im Lastwagen. Unterwegs wechselte meine Schwester mit einem der Begleiter. Der Wagen fuhr voraus. Einer der Armenier und ich zu Pferd hinterher. Ich weiß nicht mehr, aus welchen Gründen, aber der Abstand zwischen dem Wagen und uns war größer geworden, als es unsere Gewohnheit war. Eben verschwand der Wagen hinter einer vorspringenden Felsennase, so daß wir ihn aus den Augen verloren. Da plötzlich Geschrei und verworrenes Hilferufen. Wir setzen uns in Galopp, und dann sehen wir, wie der Wagen an einer vereisten Stelle der Straße ins Rutschen gekommen war. Rechts der Straße

eine steile Felswand. Aus dieser sickerte eine dürftige Quelle, deren Wasser sich über die Straße hin einen Weg gesucht und diese auf einer Strecke von fünfzehn bis zwanzig Metern spiegelblank übereist hatte. Links der Straße ein tiefer, senkrecht abfallender Abgrund. Die Pferde hatten im ersten Anlauf den Wagen bis in die Mitte der Eisfläche gebracht. Dann kamen sie ins Rutschen. Der Kutscher war abgesprungen und hatte die Pferde mit dem üblichen Geschrei am Halfter gefaßt. Aber wie die Tiere auch arbeiteten, sie konnten nicht mehr festen Faß fassen. Die Hinterräder des Wagens rutschten langsam gegen den Rand des Abgrundes. Es handelte sich um wenige Augenblicke, und der Wagen, in dem meine Schwester und einer der Begleiter saßen, mußte samt den Pferden hinabstürzen. In solchen Lagen handelt man instinktmäßig. Aus dem Sattel springen, in einigen Sätzen zum Wagen und sich dagegenstemmen war eins. Aber wir bemerken, daß das nicht hilft. Auch wir kommen ins Rutschen. Da, im kritischsten Moment fällt mein Blick auf die Stelle, wo die Quelle zutage tritt. Dort hat die Sonne den Schnee weggeschmolzen und die Erde ausgetrocknet. Mit einem Satz sind wir dort und werfen Hände voll der getrockneten Erde den stampfenden Pferden unter die Hufe und unter die Räder des Wagens. Der Wagen kommt zum Stehen, und wir atmen auf. Dann belegten wir die zweite Hälfte der Eisfläche mit Säcken und Tüchern, und so überwandern wir die Gefahrenstelle.

Es war am folgenden Tage. Wir hatten eine schlimme Nacht hinter uns. Wieder hatten wir Unterkunft in einer einsamen Karawanserei gefunden. Einer der Armenier war nachts an Blinddarmentzündung erkrankt. Was konnten wir in dieser menschenarmen Schneewüste machen? Wir schrien zum Herrn. Am Morgen war der Kranke so weit, daß wir die Weiterreise wagen konnten. Wir hatten ihn so gut und so warm wie möglich im Last-

wagen gebettet. Meine Schwester saß bei ihm. Es war gegen Mittag. Wir hatten eine Höhe erstiegen, und die Straße fiel in starkem Gefälle zu Tal. Gewohnheitsmäßig läßt der Kutscher die Pferde scharf traben. Das war Leichtsinn, denn die Straße ist abschüssig und hat links einen steilen, verschneiten Abhang. Wir sind zu weit entfernt, um dem Kutscher Halt zu gebieten, setzen uns aber auch in Trab. Da, wir sind noch einige hundert Schritte entfernt, geschieht das, was wir befürchteten. Der Wagen kommt ins Rutschen, und schon saust er den Abhang hinunter. Wir erwarten das Schlimmste. Aber dann steht der Wagen. Mit großer Mühe gelang es unseren vereinten Anstrengungen, ihn wieder auf die Straße zu bringen. Meine Schwester erzählte mir später, als der Wagen haltlos den Abhang hinuntersauste, als sie glaubte, den Tod vor Augen zu sehen, da habe sie aus der Tiefe ihres Herzens gerufen: „Herr, hilf!“ Dann hätte der Wagen gestanden.“

*

Rechtzeitig zu Weihnachten erreicht die Karawane Siwas, und im alten Heim feiert man das Fest mit den Waisenkindern. Silvester wird die Reise fortgesetzt, und nach mancherlei neuen Reisemühsalen erreicht man in der ersten Januarhälfte 1909 das Ziel: Malatia. In der Stadt herrscht infolge Mißernte Hungersnot. Die Nachricht von der Ankunft deutscher Missionare treibt Hungernde und Hilfeschwinder zu dem inzwischen gemieteten Haus der Missionsgeschwister, die eine Hilfsaktion starten und mit Brot und Suppen versuchen, die Not zu lindern. Die eigentliche Arbeit aber beginnt mit der Aufnahme von Blinden, Krüppeln und Niemandskindern. Nach einigen Wochen zählt die Heimfamilie fast sechzig Personen.

*

Unruhen im Land. Die jungtürkische Freiheitsarmee marschiert nach Konstantinopel. Der Sultan wird

gezwungen, dem Land eine neue Verfassung zu geben. Die Wogen der politischen Erregung gehen auch in Malatia hoch. Dazu kommt eine besondere Not im eigenen Heim. Hedwig Christoffel wird schwer krank: Typhus. Der Todesengel will vom Krankenlager nicht weichen. Die politischen Unruhen im Lande werden mehr und mehr auch in Malatia spürbar. Man hört von den zilizischen Blutbädern. Tausende von Christen werden hingemordet. Auch Missionare werden getötet. In Malatia gibt es eine Liste derer, die beseitigt werden sollen. Unter den ersten Namen stehen die beiden Christoffels und eine dänische Schwester, die in großer Treue im Liebesdienst an den Frauen steht. Da kommt die Nachricht vom Sturz des Sultans, und damit ist die Gefahr beseitigt. Später erkrankt auch Christoffel an Typhus. Ein türkischer Freund nimmt die beiden Kranken in sein Gartenhaus außerhalb der Stadt auf. Hier in der reinen Landluft schenkt Gott bald Gesundung.

*

Einige Jahre später gelingt es, ein größeres Grundstück mit Gebäude, in der Nähe der Stadt gelegen, zu kaufen. Nun lebt die Heimfamilie — es sind bereits über achtzig Personen — im eigenen Hause in guter Luft, mit reinem Wasser versorgt. Der Ausbau der Arbeit macht Fortschritte. Im Jahre 1913 heiratet Hedwig Christoffel den deutschen Pastor Bauernfeind, der auch in die Arbeit eintritt. Dazu kommt die Blindenlehrerin Betty Warth, selbst blind. Blindenschrifttum in türkischer und armenischer Sprache ist im Entstehen. Eine Blindendruckpresse soll angeschafft werden. Die Prophezeiungen kurzsichtiger Freunde, die vom Scheitern der Arbeit sprachen, dieses besonders im Blick auf die Erkrankung der Missionsgeschwister Christoffel, hatten nicht recht behalten. Gott ist am Segnen.

Christoffel macht einige Reisen durchs Land, hat Begegnungen mit reichen und vornehmen Bewohnern und mit

den Ärmsten der Armen. Manchen bringt er mit ins Haus „Bethesda“ nach Malatia.

Aus jenen Tagen — es ist im Juli 1914 — stammt eine Aufzeichnung Christoffels. Er befindet sich in dem kleinen Städtchen Tschermuck, das seiner heilkräftigen Schwefelquellen wegen berühmt ist. Berüchtigt aber ist es wegen der Menge seiner Blinden und Augenkranken. Christoffel schreibt, daß er noch nie vorher einen so großen Prozentsatz Blinder und Augenkranker in einer Stadt gesehen habe. Hier bringt man ihm den blinden Rasul:

„Ich saß vor dem Zelt und sah ihn kommen. Mit einem langen Stock tastete er sich vorwärts. Als er vom Zelt her Stimmen vernahm, blieb er stehen und lauschte mit vorgebeugtem Kopf. Ich schickte meinen Diener, ihn zu holen. Er war barfuß, nur mit Hemd und Gürtel bekleidet. Auf dem Kopf hat er eine gestrickte weiße Mütze, wie die Kurdenknaben sie tragen. Unter ihr dringt die lange Stirnlocke hervor. Er hat ein liebes, unendlich trauriges Gesicht. Die ganze Erscheinung zeigt Heimatlosigkeit. Der Leidenszug in dem Kindergesicht verrät, daß er nie Liebe erfuhr und daß er unter der Lieblosigkeit, vielleicht unbewußt, seelisch leidet. — So ein Kind möchte man fest in die Arme nehmen und es hinaustragen aus dem Häßlichen und Gemeinen, von dem es umgeben ist, möchte es schützen vor jeder weiteren Unbill menschlicher Roheit und Gefühlslosigkeit, möchte ihm ein Stück liebevoller Kindheit wiedergeben, ihm die Lebensbedingungen schaffen, unter denen ein liebebedürftiges Kindergemüt allein gedeihen kann.

Da Rasul nur wenig Türkisch kann und Sasa, einen kurdischen Dialekt, spricht, rufe ich einen meiner kurdischen Pferdeknechte zum Dolmetschen.

„Wie heißt du, mein Junge?“ frage ich ihn.

„Rasul Oemer oghlu, Beyim.“ (Mein Bey.)

„Bist du der Kurdenjunge, der bei Mahmud, dem Kafeedschi, ist?“

- „Ja, Beyim.“
- „Wo sind deine Eltern?“
- „Tot. Ich habe sie nicht gekannt.“
- „Hast du keine Verwandten?“
- „Nein, Beyim.“
- „Wie lange bist du schon blind?“
- „Ich weiß es nicht. Ich habe das Licht nie gesehen.“
- „Wovon lebst du?“
- „Ich sammle ein, Beyim.“ (Das will heißen: Ich betteln.)
- „Bekommst du immer genügend, um satt zu werden?“
- „Nein, Beyim. Oft gehe ich hungrig schlafen.“
- „Was tust du dann, mein Junge?“
- „Nichts, Beyim. Ich weine nur.“
- „Wo legst du dein Bett hin?“
- „Ich habe kein Bett.“
- „Wie schläfst du denn?“
- „Am Boden, Beyim.“
- „Frierst du nicht?“
- „Im Winter friere ich sehr. Im Sommer ist es nicht so schlimm.“
- „Tut man dir in der Stadt, wenn du bettelst, nichts zu-leide?“
- „Manche Leute schimpfen und fluchen, wenn ich komme. Die Kinder werfen mich oft mit Steinen.“
- „Was tust du dann, mein Junge?“
- „Ich weine. Oft werfe ich aber Steine zurück oder Erde, oder was ich sonst zu fassen kriege. Dann lachen die Kinder. Wenn ich sehr zornig werde, verfluche ich sie.“
- „Hat dich denn niemand lieb?“
- „Ich verstehe nicht, was du sagst, Beyim.“
- „Ich meine, sagt niemand einmal zu dir: Mein lieber Junge?“
- „Nein, Beyim. Zu mir sagt man ganz anders.“
- „Was denn, Rasul?“
- „Zu mir sagt man: Du Hund, du blinder Hund, du Sohn eines Hundes!“

„Ist niemand, der dich einmal in den Arm nimmt, dir die Wange streicht oder die Stirne küßt?“

„Nein, Beyim, das hat noch nie einer getan.“

„Warum bist du zu mir gekommen?“

„Bist du nicht der Aleman Effendi, welcher der Blinden wegen hergekommen ist?“

„Ja, der bin ich, mein Junge.“

„Ich wollte zu dir, Beyim.“

„Was wolltest du von mir?“

„Ich weiß es nicht, Beyim.“

„Wolltest du ein Almosen?“

„Wenn du mir eins gibst, danke ich dir, aber deshalb bin ich nicht gekommen.“

„Warum dann, mein Junge?“

„In der Stadt sprechen alle von dir.“

„Was sagt man von mir?“

„Man sagt, du gäbest den Blinden viel Geld und machtest, daß sie das Licht sähen.“

„Sagt man weiter nichts?“

„Man sagt, du nähmest blinde Kinder zu dir und würdest ihr Vater. Ist das wahr, Beyim?“

„Ja, mein Junge, das ist wahr. Möchtest auch du zu mir kommen?“

„Ja, Beyim.“

„Meine Kinder dürfen aber nicht betteln.“

„Wenn du mir zu essen gibst, bettle ich nicht.“

„Meine Kinder dürfen aber auch nicht fluchen.“

„Ich bin kein Küfürtschi, Beyim. Ich fluche nur, wenn man mir etwas zuleide tut.“

„Paß einmal gut auf, mein Junge! Ich muß eine große Reise machen und kann dich deshalb jetzt nicht mitnehmen. Wenn ich nach Malatia zurückkehre, werde ich dich rufen. Wirst du dann kommen?“

„Allah gebe dir langes Leben, Beyim! Ich werde kommen.“

„Wirst du es nicht vergessen?“

„Ich werde es nicht vergessen, Beyim.“ —

So schlossen der kleine blinde Rasul Oemer oghlu und ich einen Pakt, und er schied von mir, nachdem ich ihm noch etwas Geld gegeben hatte, damit er die nächsten Tage nicht zu betteln brauchte.

Ich saß an dem Abend noch lange vor dem Zelt. Es war eine wundervolle Nacht. Ich überdachte noch einmal die Bilder des vergangenen Tages. In langen Reihen zogen sie an meinem Geistesauge vorbei, die Lichtlosen, Enterbten, die zitternden Greise, die Männer und Frauen, die Elenden und Beladenen und die Kinder, die sich den Weg ins Leben hinein erst tastend suchten, in ein Leben des Dunkels. Und dann sah ich den Heiland, die große Lichtgestalt, den einladenden Heiland, und hörte sein Wort: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Und groß wurde mir aufs neue das Heilandsangebot: „Lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden, so bist du selig (Luk. 14, 13 f.). —

Rasul Oemer oghlu ist den Weg nach Bethesda nicht gegangen. Der ausbrechende Weltkrieg verhinderte es. Ob er noch lebt? Ich weiß es nicht.

Aber unter der Menge der unzähligen Kinder, die ihre Hände ausstrecken, sehe ich deutlich sein liebes, trauriges Jungengesicht und höre seine Stimme: „Ich habe das Licht nie gesehen.“

*

Im Juli 1914 reist Christoffel nach Deutschland. Er plant die Gründung einer Zweigstelle Diabekir am Tigris und den Bau eines Hauses für blinde Mädchen. Von diesen und andern Plänen will er seinen Missionsfreunden in Europa berichten und ihre Hilfe erbitten. Aber schon unterwegs erreicht ihn in Beirut die Nachricht vom Ausbruch des Krieges. Ein letzter Dampfer einer österreichischen Linie bringt ihn nach Triest. Als er endlich seine Heimat erreicht, findet er Verwendung als Militärpfarrer und Lazarettseelsorger.

... aber der Herr ist noch größer

Herr, laß uns nur nicht müde werden,
die Finsternis bricht jäh herein!
Nun überall es Nacht auf Erden,
laß, ew'ges Licht, uns Flamme sein!

Die Wogen des Krieges überrollen mit wilder Gewalt fast die ganze Welt. In der Türkei schreibt der Tod mit blutigen Lettern seine grausame Geschichte. Aufstöhnt die Christenheit, da der mörderische Haß Triumphe feiert. Das armenische Volk wird ein Volk der Märtyrer. Der Islam geht nach alter Methode mit Schwert und Feuer vor. Man spricht vom blutigen mohammedanischen Missionserfolg.

Auch in Malatia rast der Sturm, wadet man in Blut. Das Haus Bethesda kommt in eine verzweifelte Situation. Die deutschen Mitarbeiter, Pastor Bauernfeind, seine Frau und die Lehrerin Warth, müssen das Land verlassen. Im September 1915 treffen sie in München ein und berichten Pastor Christoffel. Dieser macht eine Eingabe an das Kriegsministerium und erbittet die Erlaubnis, in die Türkei reisen zu dürfen. Nach eingehender Prüfung der Gründe erhält er die Beurlaubung und Reisegenehmigung.

Ende Januar 1916 fährt er mit dem Balkanzug nach Konstantinopel. Ob man ihn aber ins Innere des Landes weiterreisen lassen wird, das ist die große Frage. Die Vertreter anderer Missionen müssen umkehren und Konstantinopel verlassen. Gottes Freundlichkeit erfährt Christoffel besonders in den vier Wochen des Wartens. Er darf endlich reisen und erhält sogar ein Empfehlungsschreiben des türkischen Kriegsministers. Sein Weg nach Malatia ist eine Straße des Grauens. Das Herz krampft sich ihm zusammen, als er die zerstörten Kirchen sieht, Trümmerhaufen, wo früher die christlichen Stadtteile standen. Das Heim in Malatia ist erhalten geblieben. Aber mehr als die Hälfte der Insassen sind ums Leben gekommen. Den

Rest will der christenfeindliche Gouverneur ins Ungewisse treiben. Im rechten Augenblick erscheint Christoffel, und es beginnt ein hartnäckiges Ringen zwischen dem Missionar und dem türkischen Verwaltungsmann. Es kommt so weit, daß der Gouverneur Christoffel ins Gefängnis werfen will. Die Deutsche Botschaft in Konstantinopel setzt sich bei der Regierung für Christoffel ein, und nun erhält er freie Hand für seine Arbeit, eine Arbeit, die in riesiger Größe vor ihm steht und die er nicht aus eigener Kraft bewältigen kann. Es ist ein Kampf mit Hungersnot, Seuchen und Dämonen. Bethesda wird zur Insel der Hilfe und Heilung. Hier erlebt man Wunder über Wunder göttlicher Durchhilfe.

Im Sommer 1917 kommt Christoffels Nichte, Schwester Hildegard Schuler, zu seinem Beistand nach Malatia. Nun ist er nicht mehr ganz allein. Aber Gott läßt es zu, daß sie nur ein Jahr hier ihren Dienst tun darf. Im Herbst 1918 stirbt sie innerhalb von fünf Tagen an einer Blutvergiftung. Christoffel ist wieder allein. In mancher stillen Stunde steht er am Grab seiner Mitarbeiterin im Garten Bethedas. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ Er, der Lobgesänge auch in der Nacht gibt, führt seinen Knecht weiter auf nächtlichen Wegen, die immer finsterner zu werden scheinen.

Es kommt der militärische Zusammenbruch Deutschlands. Die Deutschen in der Türkei, auch die Missionare, erhalten ihren Ausweisungsbefehl. Es ist ein trauriger Heiligabend 1918, da Christoffel mit der Heimfamilie die Geburt des Herrn feiert. In später Stunde kommt die Nachricht, daß er vorläufig bleiben kann. Wie brennen da die Weihnachtslichter wieder hell und freundlich! Das Herz ist voll Dank.

Auch ein zweiter Ausweisungsbefehl wird widerrufen. Aber im Februar 1919 ist es dann soweit. Der dritte, in scharfer Form gehaltene Befehl muß befolgt werden.

Türkische und kurdische Freunde machen den Vorschlag, Christoffel zu verstecken oder gar zu entführen. So gut diese Beweise echter Zuneigung und Teilnahme gemeint sind, Christoffel muß ablehnen, er will sein Missionsheim nicht in Gefahr bringen. So tritt er am frühen Morgen des 9. Februar 1919 die Reise an:

„Wir waren vierzehn Personen. Außer mir meine drei Pflegekinder und zu deren Betreuung unsere armenische Blindenlehrerin Haiganusch. Ferner zwei deutsche Soldaten. Einer derselben war beim Rückzug der deutschen Truppen, an Typhus erkrankt, in Bethesda geblieben. Der andere, ein Sanitäter, hatte ihn gepflegt. Dazu kamen noch Kutscher und Maultiertreiber. — Viele Freunde aus der Stadt begleiteten uns zu Pferd und in Wagen ein Stück Weges.

Im Gebirge nördlich von Malatia umging uns grimmi-ger Winter. Am zehnten Tag erreichten wir Siwas. Hier hatten wir längeren Aufenthalt. Die Leiterin der dortigen amerikanischen Missionsstation wie auch der Wali setzten sich telegraphisch mit Konstantinopel in Verbindung, um für mich eine Aufenthaltserlaubnis zu erwirken. Ich selbst telegraphierte an den schwedischen Gesandten, der die Vertretung deutscher Interessen übernommen hatte, erhielt aber keine Antwort. Die andern Verhandlungen zogen sich über fünf Wochen hin. Dann kam die Nachricht, daß alle Bemühungen vergeblich seien. Wir setzten unsere Reise nach Samsun fort, durch ein Gebiet, das von Räuberbanden unsicher gemacht war, erreichten aber ungefährdet Samsun. Hier mußten wir drei Wochen warten, bis es uns gelang, für teures Geld auf einem überfüllten türkischen Frachtdampfer Plätze zu erhalten. Nach neuntägiger, sehr stürmischer Fahrt erreichten wir Konstantinopel.

Der Internierung auf einem türkischen Schiff entging ich nur durch Flucht zu einer befreundeten Familie, bei der ich mich mehrere Tage versteckt hielt, bis es mir

gelaug, Verbindung mit dem Internierungslager in Haïdar-Pascha anzuknüpfen. Dort warteten die letzten deutschen Truppen auf ihren Rücktransport nach Deutschland. Als der mir bekannte Lagerkommandant von meiner Lage hörte, schickte er mir gleich Nachricht, ich solle sofort mit meinen Kindern ins Lager kommen. Es war ein Wagnis, unentdeckt durch die im Bosphorus ankernde Entente-Flotte ans asiatische Ufer zu gelangen. Es gelang uns in einem Kaik, wieder mit armenischer Hilfe. Von der Lagerkommandantur wurde der Entente-Kommission Nachricht gegeben, daß ich die Funktion eines evangelischen Lagerpastors übernommen hätte. Außer mir waren noch zwei katholische Geistliche im Lager, mit denen ich bis zu meiner Ankunft in Deutschland in brüderlicher, unge-trübter Gemeinschaft lebte.

Während dieser Zeit nahm die Englische Botschaft mir meine beiden Pflegesöhne fort. Meine Pflgetochter konnte ich vor dem gleichen Schicksal nur bewahren, indem ich sie bis zu unserer Abreise von Konstantinopel bei armenischen Freunden versteckte.

Die Seelsorge an unseren Feldgrauen, von denen viele in Bethesda unsere Gäste waren, hat mir viel Freude und innere Befriedigung gegeben. Im Lager sowohl wie später auf der dreiwöchigen Heimreise durfte ich regelmäßig gutbesuchte Gottesdienste halten.

Es war der Lagerleitung gelungen, ein türkisches Schiff für die Heimfahrt zu mieten. Am 10. Juni lichteten wir die Anker. Die Fahrt ging durch das damals noch von Minen verseuchte Mittelmeer über Gibraltar nach Bremerhaven. Am 27. Juni 1919 betraten wir heimatlichen Boden.“

„Hoffnungstal“

Wenn auch tausend Nächte nachten,
voller Hoffnung sei dein Schritt;
wisse: Gottes Hände brachten
immer noch den Morgen mit!

Hoffnungslos ist die Lage in Deutschland und ebenso hoffnungslos die Lage für die Missionsleute, die fern ihrem Arbeitsfeld abwarten müssen, ob und wie Gott den Nebel zerreißen und die Wege ebnen wird. Hoffnungslose, ja oft verzweifelte Stimmung findet Christoffel auch bei seinen Missionsfreunden. Er selbst aber ist der festen Überzeugung, daß die zerstörte deutsche Missionsarbeit nicht Gottes letztes Wort sein kann. Er ist froh bewegt, als ihm ein bekannter Missionsführer bei einem Treffen in Berlin sagt: „Wir beide wollen zu denen gehören, die da glauben, auch wenn sie nicht sehen.“

Im Herbst 1920 wirft ihn eine schwere Malaria aufs Krankenlager. Fast geheilt, darf er in der Schweiz Genesung und Erholung finden. In der Schweiz besucht er auch einige Freundeskreise. Nach Deutschland zurückgekehrt, beginnt er seine Kriegserinnerungen aufzuschreiben, die dann als Buch erscheinen. Seine Versuche, einen festen Dienst im Raum der Kirche oder der Inneren Mission zu finden, gelingen. In der Arbeiterkolonie „Hoffnungstal“ vor den Toren Berlins, einem Werk Bodelschwinghs, findet er eine Aufgabe als mithelfender Anstaltsgeistlicher und Leiter einer Baracke. Hier unter den gescheiterten Existenzen, den Straftlassenen und Tippelbrüdern, hier, wo so viel Not und Schuld und auch Verzweiflung zu finden ist, hilft Christoffel als Freund und Vater voll gütigen Verstehens und zurechthelfender Geduld. Aber die Unruhe bleibt und die Sehnsucht nach seinen Blinden und Niemandskindern im Orient. Nach etwa einem Jahr widmet er sich wieder mehr dem Vortragsdienst, denn der Ruf aus den Gemeinden und von

Missionskreisen erreicht ihn immer wieder. Besonders die Jugend ist es, die ihn gern hört und deren Herzen er im Sturm erobert. Die Jugend aber will nicht nur hören, sie will mitarbeiten. Es finden sich Kreise zusammen, die für den Missionsbasar bei den großen Missionsfesten in Hermannswerder bei Berlin basteln und werken. Welche Freude dann für die jungen Männer, beim Basar als Orientalen verkleidet zu feilschen und zu schreien, wie es ihnen Pastor Christoffel in seiner lebendigen und fesselnden Weise berichtet und gezeigt hat!

Im Jahre 1923 schließen sich in Berlin eine Anzahl junger Männer und Mädchen zum „Jugendbund der christlichen Blindenmission im Orient“ zusammen. Jedes Mitglied übernimmt in der Hauptsache vier Verpflichtungen: 1. Missionsgebet, 2. monatlicher Missionsbeitrag in Geld oder in Handarbeiten, 3. Werben neuer Mitglieder und Wecken von Missionsinteresse, 4. Beschäftigung mit allen den Orient betreffenden Fragen. Das kann geschehen durch Einzelstudium einschlägiger Literatur oder in Form eines Missionsstudienkreises. Später kommt es noch zur Bildung des „Kinderbundes“. Jede der beiden Organisationen erhält ein eigenes Blatt. Für den Kinderbund erscheint „Der kleine Orientfreund“ monatlich, für den Jugendbund ein Zweimonatsblatt „Tor im Osten“.

Der Dienst in den Gemeinden, unter der Jugend, in den Missionsfreundeskreisen, alles Beten und Bangen, Fragen und Warten ist ein Wandern durchs Hoffnungstal. Wo aber Hoffnung ist, ist auch die Gewißheit, daß auch hinter Wolkenwänden Gottes helle Sonne steht und daß auch nach der dunkelsten Nacht der Morgen kommt. Er kommt im Frühjahr 1924.

Eine neue Freiheitsbewegung in der Türkei schafft neue Verhältnisse. Für die Deutschen ist der Weg in die Türkei frei. Christoffel reist freudig bewegt nach Konstantinopel. Aber es ist eine Reise ins Ungewisse. Wie stellt sich die neue Regierung zur Mission?

Die erste Enttäuschung ist die, daß Christoffel von Konstantinopel nicht weiter nach Malatia reisen darf. Er bekommt aber die Erlaubnis, seine Blindenarbeit in Konstantinopel neu anzufangen. Zuvor aber muß er noch ein türkisches Sprachexamen ablegen. Mit Freude und Eifer geht er nun an die Arbeit. Ein leerstehendes Sommer-schloß einer Prinzessin, die in der Verbannung lebt, wird gemietet und eingerichtet. In den Tagen, da die ersten Pflinglinge einziehen sollen, nimmt die Regierung — es ist inzwischen ein neues Kabinett gebildet worden — die Erlaubnis für die Blindenarbeit zurück. Alle Verhandlungen sind nutzlos, es bleibt bei dem Verbot. Es ist schwer, erkennen zu müssen, daß die neue Türkei, deren Regierung alles modern und nach europäischem Muster gestalten will, kein Verständnis für die Lage der vielen blinden Volksgenossen hat. Die Tür für einen neuen Abschnitt der „Christlichen Blindenmission im Orient“ ist, kaum geöffnet, wieder zugefallen.

Eine Freude erlebt Christoffel noch. Sein Pflegesohn Otto, den man ihm mit dem andern Pflegekind vor fünf Jahren weggenommen hat, wird ihm wieder zugeführt. Ein liebevolles Wiedersehen nach harten Jahren der Trennung! Christoffel nimmt seinen Sohn gleich in sein Haus und schickt ihn später zur Erziehung nach Deutschland. Vielleicht hat Christoffel in jenen Monaten in Konstantinopel, da er so manche Enttäuschung erleben mußte, jenen Ausspruch getan und aufgeschrieben, der mit zu den Leit- und Kraftsätzen rechter Missionsarbeit gehört:

„Mission kann eine Kette von Enttäuschungen bringen, die den natürlichen, nicht den Menschen des Glaubens treffen. Sie bringt eine Reihe von Demütigungen. Wer nicht gewillt ist, die Schmach Christi zu tragen, der kann nicht helfen am Bau des Reiches Gottes.“

Es öffnet sich ein neues Tor

Und schaust du trübe auf das Land,
und ist voll Kummer deine Welt,
er hat dich doch in seiner Hand,
der Erd' und Himmel ewig hält.

Wenn die Bäche Krith vertrocknen, tun sich in Zarpath neue Türen auf. So hat es einst Elia erlebt. Wenn Gott in der Türkei Tore verschließt, öffnet er größere in Persien. Wenn der Herr der Kirche seinen Knecht hindert, das soeben begonnene Arbeitsfeld weiter zu bebauen, so hat er schon ein Land bereit, das er ihm zeigen will. So darf es Christoffel erleben.

Er weiß vom Blindenelend in Persien und weiß auch, daß die dort arbeitenden Missionen den Dienst an den Blinden nicht in ihren Dienstplan aufgenommen haben. Christoffel schreibt von jenen Tagen, da ein neuer Weg beschritten wird:

„Persien lag nicht außerhalb unseres Gesichtskreises. Unser Programm zielt auf die mohammedanischen Länder des Nahen Ostens, in denen keine Blindenfürsorge vorhanden ist. Zu diesen gehörte auch Persien. Als wir im Sommer 1925 erkennen mußten, daß die Fortsetzung unserer Arbeit in der Türkei nicht möglich war, entschlossen wir uns, wieder den Wanderstab zu ergreifen und unsere Zelte weiter im Osten aufzuschlagen. Im November desselben Jahres traten wir die Reise nach Persien an. Wir waren vier deutsche Missionsarbeiter. Außer mir Ludwig Melzl und zwei Schwestern, nämlich meine Nichte, Schwester Elfriede Schuler, und Schwester Hanna Münker. Wir benutzten den Dampfer bis Batum und fuhren von dort mit der Eisenbahn über Tiflis — Eriwan an die russisch-persische Grenze, die wir bei Dschulfa überschritten. Mit bangem Herzen betraten wir persischen Boden. Persien war für uns ein unbekanntes Land. Wir kannten weder die Sprache noch die Seele des Volkes.

Wir wußten nicht, wie man uns empfangen würde, was uns begegnen würde. Wir wußten nur eins, nämlich, daß wir einen Auftrag hatten an die Lichtlosen dieses Landes. Diesen Auftrag auszuführen waren wir entschlossen.“

Von Dschulfa fährt die kleine Missionsschar nach Täbris, der Hauptstadt der Provinz Aserbeidschan. Hier wird Station gemacht und zunächst ein kleines Haus gemietet. Das schon recht abgegriffene Sprichwort „Aller Anfang ist schwer“ — hier ist es täglich erlebte Wahrheit und Last. Schaut man zurück: Verlust des Missionseigentums in der Türkei, wirtschaftlicher Niedergang der deutschen Heimat, Verlust der Freundeskreise außerhalb Deutschlands, Warnungen und Tadel aus den Reihen der Freunde in Deutschland, mit regelmäßigen Geldzuwendungen kann man nicht rechnen. Blickt man auf das Arbeitsfeld, das noch unbebaute: Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, drei verschiedene Dialekte spricht man hier, Widerstand und Feindschaft der mohammedanischen Geistlichkeit, Neuschaffung einer Blindenliteratur für Persien, dazu immer wieder der Kampf mit dem Haß und der Dummheit der Umwelt. Ein Priester warnt die Mutter eines blinden Kindes vor den Deutschen und meint, es wäre besser für das Kind, es sterbe vor einer Moschee, als daß es im deutschen Blindenheim lebe. Gerüchte gehen in der Stadt um, die deutschen Missionare würden die blinden Kinder töten.

Aber der Auftrag bleibt, und die tägliche Hilfe Gottes über Bitten und Erwarten bleibt auch und ermutigt, weiter zu beten und zu arbeiten. Es bleibt auch der Plan, weiter ins Innere Persiens zu ziehen. Aber zunächst können die ersten Blinden aufgenommen werden. Durch besondere Führung kommt eine Arbeit an mohammedanischen Frauen zustande, die Gott besonders segnet. Gefangene werden betreut, ein Dienst, den die mohammedanische Welt nicht begreift und als etwas Unerhörtes ansieht.

*

Advent 1926. Vorweihnachtszeit im neuen Heim mit Blinden und Niemandskindern, in deren Herzen bei der Verkündigung von der Liebe Gottes ein Lichtlein zu glühen beginnt: Gott ist die Liebe, er liebt auch mich! Missionar Melzl hat ein Adventstransparent gemacht, es ist am Lampenschirm befestigt und ruft mit bunten Buchstaben: Siehe, dein König kommt zu dir! In stiller Abendstunde sitzt man um den Tisch und schaut auf das farbige Transparent, das so sehr an die Heimat erinnert und an die Lieben zu Hause. Sehnsucht keimt auf, und Wehmut packt die Herzen und vielleicht auch ein wenig Bitterkeit. Gerade hier in mohammedanischer Umgebung ist es so wichtig, das erste Weihnachtsfest in Täbris mit Glanz und Liedern und Geschenken zu feiern. Sie sollen es alle sehen, wie sich die Christen dankbar freuen, daß der Heiland geboren wurde.

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab . . .“, also lieben wir unsere Brüder, die Blinden, Verwaisten, Verkrüppelten, die Ausgestoßenen, weil Gott in Christus ein helles Licht in unseren Herzen entflammt hat. Freude, Freude! Christ ist geboren!

Aber die Sorgen lasten zu schwer. Die Kasse ist fast leer, und es besteht keine Aussicht, daß dieser Ebbe baldige Flut folgt. Der Hausvater will nicht undankbar sein. In der Mitte des Monats kam wohl eine Geldsendung; aber da mußten Schulden bezahlt werden. Das wenige Geld für einen Christbaum liegt allerdings schon lange bereit und wird auch dazu benutzt, von einem Armenier eine Eibe zu kaufen. Sie stammt aus einem Waldgebirge, das drei bis vier Tagereisen weit entfernt ist. Eigentlich ist es gar kein Baum, sondern es sind nur Zweige. Aber die geschickten Hände Melzls schaffen daraus einen herrlichen Weihnachtsbaum, der die Herzen fröhlicher und hoffnungsvoller schlagen läßt. Die Schwestern beginnen mit der Weihnachtsbäckerei. Das Backmaterial können sie aus den vorhandenen Vorräten nehmen. Aber man möchte

doch so gern jedem Heiminsassen und jedem Gast ein kleines Geschenk überreichen; doch die täglichen Anfragen beim Zollamt werden immer wieder mit bedauerndem Kopfschütteln beantwortet. Lohnt es sich noch, am Tag vor dem Heiligen Abend hinzugehen?

Mit trüben Augen und ein wenig Wehmut im Blick schaut der Hausvater seinen drei Mitarbeitern nach, die am 23. Dezember wieder zum Zollamt pilgern. Sie bleiben diesmal länger aus und — kehren hochbepackt heim und müssen nochmals gehen. Zwanzig Pakete sind eingetroffen. Zwanzig Weihnachtspakete! Der Zoll, der bezahlt werden muß, läßt die Kasse nun fast ganz leer werden. Aber was tut's? Wenn der ewige Vater so freundlich ist, wer wird da noch sorgen? Und nun wird ausgepackt und sortiert! Die Freude und Dankbarkeit lodert heller und heller. Von den Lippen perlen die Verse vertrauter Weihnachtsweisen. Der Baum wird geschmückt, und auf die Plätze der Hausgenossen werden die Gaben gelegt. Und immer noch bergen die Pakete Überraschungen.

Und dann ist's Heiliger Abend. Im großen, mit Teppichen belegten Saal steht die Eibe und kommt sich gewiß sehr seltsam vor im Schmuck der Silberfäden und bunten Kugeln aus Deutschland. Daneben ist ein kleiner Altar mit einem Weihnachtstransparent aufgebaut. Man hat die deutsche Kolonie und die deutsch sprechenden Armenier für fünf Uhr nachmittags zu einem Weihnachtsgottesdienst eingeladen. O wie gern kommen sie! Wie schauen sie mit nassen Augen in den Schein der brennenden Weihnachtslichter, und die zuckenden Lippen vermögen kaum die Worte der Lieder zu formen, und manches Schluchzen bricht wie ein Stoßgebet aus dem Gesang hervor! Pastor Christoffel versteht es, die Herzen zu erwärmen und dem Evangelium zu öffnen. Anschließend ist die Feier der Hausgemeinde. Welch ein Jubel beim Verteilen der Geschenke! Und dann die Feier im engsten Mitarbeiterkreis.

Bis in die tiefe Nacht hinein sitzt man beisammen und singt zum Klang der Klampfe die vertrauten Weihnachts- und Heimatlieder. Am nächtlichen Himmel ziehen die Sterne ihre Bahn, und im fernen Heimatland steht in Schneeinsamkeit das Vaterhaus. Und dort wie hier lobt man das Kind in der Krippe und betet an.

*

Im Sommer 1927 verlobt sich Schwester Elfriede Schuler mit dem Kaufmann Hermann Lörner, und bald darauf wird das junge Paar von Pastor Christoffel getraut. Beide bleiben noch in ihrem alten Arbeitsbereich. Hermann Lörner wird später der Leiter der Heimatarbeit der Blindenmission. Ludwig Melzl tritt seinen ersten Heimaturlaub an, er will seinen kranken Vater besuchen. Aber er trifft ihn nicht mehr lebend an. Im Dezember 1927 reist Christoffel nach Deutschland, begleitet von einem jungen Perser, Sohn eines Offiziers, der als Pensionär im Heim wohnte, weil die Eltern ihm eine deutsche Erziehung geben wollten. Wegen Paßschwierigkeiten müssen sie acht Tage in Moskau zubringen und lernen diese interessante Stadt auf langen Spaziergängen kennen.

In Deutschland bespricht Christoffel mit seinen Freunden die Pläne betreffs einer neuen Missionsstation im Innern Persiens. Von maßgebender Seite war ihm nahegelegt worden, sich entweder in der Hauptstadt Teheran oder in Isfahan niederzulassen. Die geringen Geldmittel erlauben eine Niederlassung in der teuren Hauptstadt nicht. Darum denkt man zunächst an Isfahan. Wer aber wird dann das Heim in Täbris leiten? In dem Ehepaar Heine findet Christoffel zwei Missionsleute, die mit Freude und Eifer im Herbst 1928 den Dienst als Hauseltern in Täbris übernehmen.

Isfahan

Glauben heißt: sein Hoffnungslied
auch in dunklen Nächten singen.
Ob er gleich das Ziel nicht sieht,
Glaube weiß: Gott schenkt Gelingen.

Isfahan — ein Traum in Blau und Gold mit prachtvollen alten Moscheen und Koranschulen. Grünende, blühende Oase mit glanzvoller Vergangenheit. Tiefblau wölbt sich der Himmel über den Kuppeln der Heiligtümer. Die Menschen schreiten gelassen, als wüßten sie etwas vom Hauch der Jahrhunderte, der diese Stadt umhüllt. Unter den Bäumen sitzen die Mullahs, weltversunken den Koran lesend, und die Märchenerzähler in der Nähe des Basars berichten aus großen kriegerischen Tagen, von unwahrscheinlichen Heldentaten und traurigen sterbenden Liebespaaren. Die Armut wohnt hier Tür an Tür mit der Eleganz. Die Armut stört den Reichen nicht, und der Reichtum stört den Armen nicht. Im ersten Strahl der rotgoldenen Morgensonne leuchtet der Gipfel des Kuisofi. Aus dem blassen Dunkel der verschlafenen Stadt ragen die Minarets, von denen zur Stunde des Gebets die Stimme des Muezzin schallt:

Gebet ist besser als Schlaf!
Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah!
Ich bezeuge, daß Mohammed der Prophet Allahs ist!
Kommt zum Gebet! Kommt zum Heil!
Allah ist größer! Allah ist größer!
Es gibt keinen Gott außer Allah!

Im November 1928 reisen Christoffel und sein Mitarbeiter Ludwig Melzl nach Isfahan. Sie wollen zunächst einige Monate mit dem Erlernen der persischen Sprache verbringen. Im türkisch sprechenden Täbris hatten sie diese Möglichkeit nicht. Sodann wollen sie die Stadt und ihre Bewohner kennenlernen, immer mit dem Gebet: Ist

Isfahan die uns von Gott zugedachte Stadt, wo wir unsere Hauptstation errichten können? Der Verstand meldet allerlei Bedenken an. Isfahan ist Hauptstation der englischen Kirchenmission und Sitz eines englischen Bischofs. Aber die freundliche Aufnahme, die die beiden deutschen Missionsmänner von seiten der Engländer erfahren, lassen alle Bedenken schwinden. Den Winter 1928/29 benutzen sie zu persischen Sprachstudien. Sie mieten von einer Kadscharenprinzessin ein kleines Haus, in dem sie als Privatleute wohnen. Um Beziehungen zu den Blinden der Stadt zu bekommen, führen sie eine Blindenspeisung ein. Wöchentlich einmal kommen die blinden Bettler und drängen sich bei der Essenausgabe. Die Polizei sieht das nicht gern, und der Polizeipräsident droht mit Ausweisung. Das Eingreifen der Deutschen Gesandtschaft und des persischen Innenministeriums verschaffen die nötige Sicherheit.

Am 1. Mai 1929 wird in einem größeren Haus außerhalb der Stadt die neue Missionsstation eingerichtet und eröffnet. Missionsstrategisch ist Isfahan für eine Hauptstation gut geeignet. Die zentrale Lage ermöglicht Verbindungen nach allen Richtungen. Aber nicht nur die Blinden finden hier Heimat und Fürsorge. Schon gleich bei der Ankunft in Isfahan fällt Christoffel die große Schar der bettelnden Straßenkinder auf. Darüber schreibt er später in seinen Berichten:

„Das Elend der Straßenkinder konnte uns nicht gleichgültig lassen. Wir wunderten uns, daß weder die amerikanische noch die englische, noch die französisch-katholische Mission während ihrer viele Jahrzehnte langen Wirksamkeit in Persien weder in der Richtung der Waisenspflege noch in der Versorgung der herrenlosen Straßenkinder, der Niemandskinder, irgend etwas getan hatten. Wir halten es für eine Fügung Gottes, daß eine Anzahl dieser Straßenkinder den Weg in unser Haus fand. Sie bilden die Mehrzahl innerhalb unserer Heimfamilie.“

Auch der Taubstummen und Krüppel nahm man sich an. Das Bild der neuen Heimfamilie war recht bunt, und die Arbeit an den Kindern und Jugendlichen war so vielseitig, daß man sich heute wundert, wie es Christoffel und seine Mitarbeiter geschafft haben, ein gepflegtes Heimwesen und einen so vielfältigen Schulunterricht einzurichten. Es fehlte ja zunächst an fast allem Lehrmaterial. Schreibtafeln wurden aus Deutschland bezogen, ebenso das Papier. Die Einfuhr desselben wurde später verboten. Besonders erschwerend war der Mangel an Anschauungsmaterial. Dieses einzuführen war nicht möglich; es wurde von der Zollbehörde als Spielzeug angesehen, und auf Spielzeug lag Luxuszoll. Große Mühe machte für den Blindenunterricht die Übertragung des Braillealphabets in die persische Sprache. Man kann sich heute kaum vorstellen, wie Christoffel hier wirklich Pionierarbeit geleistet hat. Wieviel arbeitsgefüllte Nächte werden es gewesen sein, in denen das Werk langsam reifte! Wieviel gedankenschwere Stunden brachten endlich die Erreichung des gesetzten Zieles! Welche Freude über den Erfolg in Schule und Werkstätten spricht aus folgendem Bericht Christoffels:

„Während der Schreibunterricht einen normalen Verlauf nahm, mußten wir für die Fächer, bei denen die Anschauung eine ausschlaggebende Rolle spielt, nach einem Ersatz suchen. In Botanik waren uns unsere Gärten eine große Hilfe. In Zoologie mußten wir uns beschränken auf die im Lande vorkommenden Tiere. Wir haben immer, besonders im Blick auf unsere Blinden, großen Wert auf Viehhaltung gelegt. So hatten wir stets Hunde, Katzen, Kühe, Schafe, verschiedene Geflügelarten, Kaninchen und Tauben in großer Zahl. Wir hatten stets eine oder mehrere zahme Gazellen, auch einmal eine Bergziege und einen Mungo, der der Liebling aller war. Auch verschiedene Arten von Papageien krächzten im Hause. Und unsern Esel dürfen wir nicht vergessen. Er hieß

Seppel, war der Freund aller und ließ willig auf sich reiten. Von Zeit zu Zeit führten wir ein Kamel in den Hof und ließen es betasten. Auch Frösche und Schnecken, Heuschrecken und ähnliches Getier konnten wir in natura zeigen, sogar Schlangen, die uns ein Schlangenbändiger vorführte. Selbstverständlich waren es keine Giftschlangen. Von Zeit zu Zeit kamen Bärenreiber und Besitzer von Affen.

Besonderen Wert legten wir auf Gesangunterricht. Die Anfänge waren sowohl in Täbris als auch später in Isfahan sehr schwierig. Ich habe nicht gefunden, daß der Blinde von Natur sehr musikalisch ist. Die große Mehrzahl derjenigen, die wir aufnahmen, konnte zunächst zwei Töne überhaupt nicht unterscheiden. Da aber der Mangel des Augenlichts eine Schärfung des Gehörs zur Folge hat, wurden die ersten Schwierigkeiten bald überwunden. Nach nicht allzulanger Zeit sang und klang es in unseren Heimen in persischer, armenischer, türkischer und deutscher Sprache. Die türkischen und persischen Lieder, die in den Missionsgemeinden gebräuchlich sind, sind im allgemeinen recht flach und nicht tief. So waren wir von vornherein entschlossen, deutsche Lieder zu übersetzen, und zwar sowohl Volkslieder als auch solche religiösen Inhalts. Das war nicht leicht. Die Regeln der persischen Poetik sind so ganz anders als die unsrigen. Auch ist es eine Tatsache, daß unsere besten deutschen Lieder bei der Übersetzung verlieren. So habe ich mich lange bemüht, ‚O Haupt voll Blut und Wunden‘ zu übersetzen. Ich habe es aufgegeben. Das Lied ist zu deutsch. Das gilt auch von anderen. Dennoch haben wir im Laufe der Jahre eine Auswahl übersetzen können, die zum eisernen Bestand unserer Heime gehört. Ich erwähne nur einige davon: ‚Ein’ feste Burg ist unser Gott‘, ‚Gott ist die Liebe‘, ‚Schönster Herr Jesu‘, ‚Gott des Himmels und der Erden‘, ‚Stille Nacht‘, ‚O du fröhliche‘, ‚Ihr Kinderlein, kommet‘, ‚Vom Himmel hoch, da komm’ ich her‘, ‚Lobe

den Herren' und andere mehr. Auch deutsche Volkslieder haben wir übertragen wie: ‚Der Mai ist gekommen‘, ‚Weißt du, wieviel Sternlein stehen‘, ‚Kein schöner Land‘, ‚Alle meine Entlein‘, ‚Hänschen klein‘ und andere. Fräulein Hanna Harms gelang es, mit den Täbriser Mädchen einen Halleluja-Chorus einzuüben, der bei festlichen Gottesdiensten gesungen wurde.

Leider konnten wir uns nicht der Instrumentalmusik zuwenden, da es uns an Instrumenten fehlte. Unser Leipziger Freundeskreis hatte uns für das Täbriser Heim ein prachtvolles Harmonium gestiftet. Das aber war zu kostbar, um es zu Übungszwecken zu verwenden. Anfangs hatten wir in Isfahan überhaupt kein Instrument, das doch für die Gottesdienste und Hausandachten sehr erwünscht gewesen wäre. Lotte Müller, die einige Jahre mit mir arbeitete und selbst sehr musikalisch war, schenkte mir zu meinem Geburtstag ein gebrauchtes Harmonium. Sie hatte dafür in der deutschen Kolonie gesammelt. Das Instrument hat bei uns bis zuletzt gute Dienste getan, nicht nur im Gottesdienst und den täglichen Andachten, sondern es erleichterte mir auch den Gesangunterricht.

Ein Hauptziel, dem wir zustrebten, war, den Blinden die Heilige Schrift in ihrer Muttersprache zugänglich zu machen. Da es ein Blindenschrifttum weder in armenischer noch persischer noch türkischer Sprache gab, auch keine Bibeln, waren wir gezwungen, Bibelteile abzuschreiben. Wer einigermaßen etwas weiß von dem Braillesystem, der wird verstehen, daß wir da eine Riesenaufgabe vor uns hatten. Das hat uns aber nicht verdrossen. Der Papierverbrauch war enorm, und nachdem das gute Papier aus Deutschland verbraucht war, mußten wir uns nach Ersatz umsehen. Wir fanden einen solchen im Basar. Jedoch war es eben nur Ersatz. Das Papier war zu weich und drückte sich zu schnell ein. Zunächst haben wir immer die vier Evangelien und Apostelgeschichte abgeschrieben, dann die Episteln, Auszüge aus dem Psalter und andere Stücke des

Alten Testaments. Eine Art Biblische Geschichte mit Geschichten des Alten und Neuen Testaments stellte ich zusammen und diktierte sie. Dasselbe geschah mit der Leidensgeschichte. Wenn erst unsere Blinden Schreiben und Lesen beherrschten, war der Lesehunger sehr stark. Auch war der Wunsch brennend, selbst Bibelteile zu besitzen. Wir kamen diesem Wunsch soviel wie möglich entgegen. Zu Weihnachten erhielten die fortgeschrittenen Blinden Papier geschenkt, das sie nach Gutdünken verwenden konnten. Es wurde stets benutzt, um Bibelteile abzuschreiben. Aus Deutschland erhielten wir Bibelteile in Deutsch, die von den fortgeschrittenen Blinden viel benutzt wurden.

Wir haben uns immer gehütet, unsere Kinder religiös zu überfüttern. Sie sollten auch teilhaben an der Profanliteratur ihres Landes. So übertrugen wir aus der reichen persischen Literatur sowohl Prosa als Dichtung.

Die meisten Blinden, die wir aufnahmen, waren körperlich schwach, so daß Leibesübungen einen großen Raum in unserm Erziehungsplan einnahmen. Auch häufige Spaziergänge, Baden und Schwimmen dienten dem gleichen Zweck.

Große Freude bereiteten unseren Blinden Gehör- und Orientierungsübungen. Die Kleinen sahen darin nur Spiel, das aber immer mit gleicher Begeisterung gespielt wurde.

Taubstummenerziehung war wie Blindenerziehung für Persien etwas ganz Neues. Auch für uns war sie neu. Wir haben die Taubstummen nicht gesucht; sie wurden uns gebracht, und zwar so, daß wir uns ihnen nicht entziehen konnten. Das Einarbeiten in die Methoden des Taubstummenunterrichts war für uns nicht einfach, und wir waren uns der Mängel wohl bewußt. Dennoch sind wir dankbar, daß wir auch auf diesem Gebiet Fortschritte machen durften.

Zur dritten Kategorie unserer Pfleglinge gehörten persische Niemandskinder und andere Waisen. Erstere kamen

meistens in einem Alter zu uns, das es nicht erlaubte, einen umfassenden Unterricht zu geben. Bei den meisten mußten wir uns mit dem Schreib-Lese-Unterricht und Arithmetik begnügen. Sie wurden dann schnell in ein Handwerk eingeführt. Religions- und Gesangunterricht war für Sehende und Blinde gemeinsam.

Besonderen Nachdruck mußte ich legen auf den Einzelunterricht derjenigen, die als Mitarbeiter in die Arbeit eingeführt werden sollten. So wurden vier als Hilfslehrer ausgebildet, zwei erhielten Unterricht in theologischen Fächern, alle in Deutsch.

Bei den Taufbewerbern kulminierte die Unterweisung im Taufunterricht. In Täbris erhielten sie ihn durch die dortige Leitung. In Isfahan gab ich diesen Unterricht.

Die gewerbliche Ausbildung lag in mancher Hinsicht im argen, das heißt, sie traf in den Anfängen auf große Schwierigkeiten. Für die blinden Knaben kamen hauptsächlich drei Handwerke in Betracht, nämlich Mattenflechten, Korbflechten und Bürstenbinden. Die Handwerker im Orient nehmen nicht gern Lehrlinge an, und wenn, dann halten sie sie manchmal zehn Jahre als Lehrlinge. Sie fürchten die Konkurrenz. Auf diese Schwierigkeit trafen auch wir immer wieder. Am leichtesten überwinden wir sie beim Mattenflechten, da ein junger Perser, der selbst in diesem Handwerk Meister war, in unsere Dienste trat. Es handelt sich um Matten aus Binsen. Von Isfahan aus flußaufwärts sind einige Sumpfbiete. Von dort holten wir die Binsen. Wir flochten zwei Sorten, nämlich solche, die als Fenstervorhänge und Sonnenschutz gebraucht wurden, und solche, die als Bodenbelag dienten. Unsere Blinden erreichten darin bald bedeutende Fertigkeit.

Beim Bürstenbinden machte die Materialbeschaffung Schwierigkeiten. Schweineborsten waren nur selten zu bekommen; auch hätte kein überzeugter Mohammedaner eine Bürste aus Schweineborsten gekauft. So mußten wir

uns auf Pferde- und Kuhhaare beschränken. Letztere erhielten wir aus dem Schlachthof, das heißt, wir bekamen ganze Kuhschwänze. Pferdehaare kauften wir von Pferdebesitzern. Ein Freund von draußen bot sich an, Pferdehaare zu stehlen, nämlich Pferden die Schwänze abzuschneiden. Das war gut gemeint, aber wir konnten das nicht annehmen. Eine Anzahl unserer blinden jungen Männer fristet jetzt ihr Leben durch den Verkauf von Bürsten, die sie selbst verfertigen.

In der Korbflechtereie kamen wir nicht sehr weit, da das geeignete Material fehlte. Wir hätten Weiden anpflanzen müssen, dazu aber fehlte uns das Grundstück. Es kostete immer große Mühe, Weiden zu finden. Daneben verwandten wir Zweige von Sauerkirschen. Aber feinere Körbe konnten wir nicht herstellen.

Wir legten Wert darauf, daß alle sich zunächst an allen Handwerken beteiligten. Das erreichten wir dadurch, daß die handwerkliche Ausbildung parallel mit dem Unterricht ging. Für die sehenden größeren Knaben stellten wir Webstühle auf und hatten dabei gute Erfolge. Einige von ihnen finden heute ihren Lebensunterhalt durch Weberei.

Die gewerbliche Ausbildung der Mädchen zielte auf Erwerbung von Fähigkeiten, die besonders eine weibliche Domäne sind, und zwar Spinnen, Stricken, Häkeln und Nähen. Wir machten darin bedeutende Fortschritte. Strickjacken, von unseren Mädchen verfertigt, standen in keiner Weise hinter den von Sehenden angefertigten zurück. Dasselbe galt von Strümpfen und Handschuhen. Ähnliche Fortschritte erzielten wir im Flickern und Nähen. Freunde aus der Heimat sandten uns einmal Nähnadeln, speziell für Blinde hergestellt, die das Einfädeln eines Fadens erleichtern. Unsere Mädchen lehnten sie ab. Sie suchten ihre Ehre darin, das Einfädeln selbständig zu erlernen, und es war für die einzelnen stets eine große Stunde, wenn das gelang. Das wurde bei Besuchen, besonders bei weiblichen, vorgeführt und erntete großen

Beifall. Es war eine Selbstverständlichkeit, daß die Mädchen in alle einschlägigen Hausarbeiten eingeführt wurden.

In Täbris versuchten wir, das Weben von Kelims einzuführen. Kelims sind gewebte Teppiche im Unterschied von geknüpften. Der Versuch gelang, mußte aber aufgegeben werden, da er einerseits zu kostspielig war, andererseits aber hätte der Blinde mit Sehenden nicht konkurrieren können.“

Sonne und Wolken

Wir woll'n dem ew'gen Lichte trauen,
das aus dem Herzen Gottes bricht.
Wenn Leidenswolken uns verbauen
den Weg zu diesem Gnadenlicht,
wird dennoch dieser Himmelsschein
uns Licht für jeden Fußtritt sein.

Es war ein heißer Tag. Der Wüstenwind brachte Wolken von Staub und schüttete sie über Gärten und Häuser. Nun steigt ein wenig Kühle der Nacht durch die offenen Fenster und versucht die Hitze zu verdrängen. Der Mond wirft seine Silberspenden über die Stadt. Aus den alten Königsgärten ragen die dunklen Zypressen. Im Haus spricht ein Kind im Schlaf, ein anderes seufzt im Traum. In der Nachbarschaft klingt verhaltenes Lärmen aus einem Tanzlokal auf. Und über allem wölbt sich der nachtschwarze Himmel, und die Sterne ziehen ihre Bahn.

Christoffel blättert in seinem Tagebuch, in dem er die letzten Eintragungen gemacht hat. Er stützt den Kopf in die Hand und denkt zurück und liest.

*

Das war im März und April 1932.

Wir litten stark unter der Poststörung, die infolge des Wetters eintrat. Die Pässe zwischen Teheran und dem Kaspischen Meer und zwischen Teheran und Täbris waren verschneit, so daß die Postautos nicht durchkamen. Die Regierung mußte schließlich alle im Schnee liegendebliebene Post mit Kamelen befördern. In Isfahan selbst hatten wir einen milden Winter.

*

Gestern war für uns ein schwerer Tag. Die beiden zuletzt aufgenommenen Kinder, Chamar und Gulam Ali, wurden von der Tante zurückgefordert. Wir haben zuerst versucht, die Frau zu überreden, aber ohne Erfolg. Dann haben wir uns an die Polizei gewandt. Die aber erklärte, kein Recht zu haben, hier einzugreifen. Die Tante bittet und wird die Kinder wieder zum Betteln schicken.

Vorgestern nahmen wir einen neuen Jungen auf, Mehmed Ullah. Seine Eltern befinden sich irgendwo im Ölgebiet am Persischen Golf. Er war Chauffeurschüler und brach ein Bein. Das Bein wurde von einem Quacksalber behandelt und ist verkehrt geheilt. Er ist ungefähr siebenzehn Jahre alt. Gebettelt hat er nicht. Ein bekannter Teehausbesitzer schickte ihn zu uns. Der Junge macht keinen schlechten Eindruck. Sein Aufenthalt ist vorläufig eine Probe für ihn.

*

Gründonnerstag taufte ich den blinden Essad Ullah. Auf seinen Wunsch erhielt er den Namen Gottfried. Essad Ullah heißt „Löwe Gottes“. Ich selbst war nicht für den Namenwechsel und konnte ihn dann noch umstimmen, den alten Namen beizubehalten. Die Feier war am Abend, nachdem die Kleinen zu Bett gebracht waren. Es war ein kleiner Kreis von zwölf Personen, darunter zwei Mohammedaner.

*

Mai 1932.

Solange ich an Blinden arbeite, beschäftigt mich der Gedanke an Taubstumme. Seit einigen Tagen befinden sich in unserm Haus zwei taubstumme Brüder, Söhne einer reichen Fabrikantenfamilie in Kaswin. Sie hatten die Taubstummenanstalt in Berlin besucht und sollen nun bei uns Persisch lernen. Sie sind im Alter von elf und dreizehn Jahren und haben Familienanschluß. Sie haben neue Belebung in unsern Privathaushalt gebracht.

Die Knaben, und mehr oder weniger auch wir, werden für Wundertiere gehalten, weil sie als Taubstumme sprechen können und weil sie das von Deutschen gelernt haben. Kaum wurde das bekannt, brachte ein Polizist einen kleinen taubstummen Jungen im Alter von sechs oder sieben Jahren mit Namen Gulam Ali. Der Kleine ist wild, ungehorsam, streitsüchtig, stiehlt, also alles, was man von einem befürchten muß. Da eine Verständigung noch nicht möglich ist, ist es ein schwieriges Problem.

*

Nasr Ullah ist weggelaufen. Ich erfuhr, daß ein anderer Junge die andern aufgeputscht habe, sie sollten weggelaufen, er wolle nachkommen und mit ihnen eine Bande bilden. Ich nahm mir den Schlingel vor und schickte ihn weg, seine Mutter zu holen. Er ging aber nicht zur Mutter, sondern strolchte in den Straßen umher. Das sind jetzt fast drei Wochen. Die Eltern bestürmen mich, ich sollte ihn wieder nehmen. Ich habe bis jetzt abgelehnt. Seit einigen Tagen liegt er vor dem Straßentor, zerlumpt und verlaust, und fleht um Aufnahme. Bis jetzt blieb ich hart. Ob ich es bleiben werde?

*

Seit einiger Zeit haben wir 35 Grad im Schatten. In der Nacht kühlt es sich um zwei bis drei Grad ab. Wir werden vierzig Grad im Schatten erreichen. Die Kinder haben den Vorzug, daß sie unter den Bäumen des Hofes

schlafen können. Unser Haus liegt an der Hauptpromenade Isfahans. Unser rechter Nachbar ist ein Freiluftkino. Das Kino hat eine Musikkapelle angestellt. Das ist eine Musik, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann. Wir sind gewohnt, um neun Uhr zu Bett zu gehen. Da die Musik bis um elf Uhr dauert, ist an Schlaf nicht zu denken. Ebenfalls zur Rechten haben wir einen fleißigen Weber, dessen Webstuhl bis in die Nacht hinein klappert und vor Morgengrauen wieder anfängt. Links von uns ist ein vielbesuchtes Teehaus, dessen Garten von dem unseren durch eine Mauer getrennt ist. Bedienung und Gäste machen mehr Lärm als das Kino, und zwar bis weit nach Mitternacht. Nach Osten ist als Abschluß unseres Grundstücks eine Opiumkneipe. An der Westfront vorbei geht eine Basarstraße. Der dünnen Wände wegen hören wir jedes Geräusch.

Ich zerbreche mir den Kopf, was ich tun kann, damit wir die Hitzezeit überwinden können. So suche ich einen Garten, sei es in der Nähe des Flusses oder sonst in kühler Lage, in dem wir im Sommer abwechselnd mit einem Teil der Kinder leben können. Bis jetzt fanden wir nichts.

*

Einige Wochen später: Wir haben ein Gartenhaus für längere Zeit gemietet. Ich habe mir vorgenommen, wöchentlich den Samstag über mich hierher zurückzuziehen, um wenigstens die wichtigsten schriftlichen Arbeiten zu erledigen. Hoffentlich kann ich es immer durchführen.

Manchmal meine ich, ich müßte mehr leisten. Mir fehlt so oft die unmittelbare Frische, die ich früher mehr besaß. Das hängt wohl auch damit zusammen, daß ich aus den Gründungen nicht herausgekommen bin. Malatia, Täbris und dann Isfahan. Das alles hat mich zu keiner ruhigen Arbeit kommen lassen. Es hat auch viel Nerven- und Seelenkraft gekostet. Ich müßte die Möglichkeit haben, mich ganz auf die missionarische Arbeit zu beschränken.

Diese besteht nicht nur im Dienst am Wort. Vielleicht hat das Reinigen eines Straßenkinds mehr Wert als eine Predigt. Dieses ist mein Wochenpensum:

Täglich eine persische Stunde für die Neuen. Dann eine Stunde Persisch für die beiden Pensionäre, wozu ich auch alles ausarbeiten muß. Sodann täglich mit den kleinen Taubstummen Artikulationsübungen. Dreimal wöchentlich für den persischen Lehrer Deutsch und für alle Kinder Gesang. Einmal in der Woche deutsche Bibelstunde und jeden Tag deutsche und persische Hausandacht. Einmal in der Woche gebe ich einem Mädchen aus der deutschen Kolonie Konfirmandenunterricht. Dazu kommen wöchentlich drei Sitzungen, zwei mit deutschen, eine mit eingeborenen Mitarbeitern und den deutschen zusammen. Zu diesem feststehenden Pensum kommt noch: Besuche machen und empfangen. Disziplinarfälle. Versorgung unserer Druckschriften mit Stoff.

Ich stehe morgens um sechs Uhr auf und gehe gewöhnlich um neun Uhr zu Bett. Diese fünfzehn Stunden sind eine ununterbrochene geistige Anspannung. Ich weiß, daß es nur Gottes Gnade ist, die mich diesen Dienst bewältigen läßt. Abends lese ich noch ein halbes Stündchen und schlafe meistens gut. Wenn ich dieses schreibe, bedeutet das nicht, daß ich müde oder gar mutlos bin. Nein, das bin ich nicht. Manchmal will solches an mich herantreten. Dann rufe ich mir ins Gedächtnis, daß ich einen Auftrag habe, und daß der, der diesen Auftrag gab, versprochen hat, das Rüstzeug dazu zu geben. Daß er es tut, das habe ich oft erfahren. Ich versuche einen Schritt nach dem andern zu tun und komme so mit Gottes Hilfe vorwärts. Wohl nicht in dem Tempo, wie ich es gern möchte. Aber es ist gut, daß nicht ich das Tempo angebe. Hemmschuhe sind ja letzthin nicht dazu da, daß sie hindern, sondern daß sie sichere Fahrt verbürgen.

*

Im Sommer 1933 erbittet der Mitarbeiterkreis in der Heimat Christoffels Reise nach Deutschland. Die Zeit in Deutschland ist ausgefüllt mit einem Aufenthalt im Tropengenesungsheim in Tübingen, Mitarbeiterkonferenzen und Besprechungen in Berlin und einer Reise zum Besuch der Freunde in Schweden. Trotz schwerer Erkältung kann er die vorgesehenen Vorträge und Gottesdienste halten und kehrt nach vier Wochen wieder heim. Er beobachtet mit Sorge den neuen Kurs im vaterländischen und auch kirchlichen Leben. Er schreibt darüber:

„Die Front gegen das Christentum schließt sich immer mehr und verstärkt sich. Eigentlich ist das das Normale. Wir auf dem Missionsfeld sind stets in solcher Lage. In der Heimat wundert man sich. Wer aber biblische Maßstäbe anlegt, braucht sich nicht zu wundern. Es gibt keine christlichen Völker. Wohl gibt es christianisierte Völker, die aber unter gewissen Vorbedingungen bereit sind, in eine Naturreligion zurückzufallen. Das erleben wir heute.“

*

„Die kirchliche Lage ist trüber denn je. Es ist gut zu wissen, daß Kirche und Reich Gottes sich nicht decken.“

*

Im Sommer 1934 ist Christoffel wieder in Persien und wird jubelnd von der Heimfamilie in Isfahan empfangen. Vorher hat er noch Schiras besucht und die weltbekannten Ausgrabungen in Persepolis. Im August 1934 wird er nach Teheran gerufen, um den Trauergottesdienst für den heimgegangenen deutschen Reichspräsidenten von Hindenburg zu halten.

Im Winter 1937 kommt eine neue Mitarbeiterin und Missionarin, Hanna Harms, aus Deutschland. Christoffel freut sich darüber sehr.

„Daß Fräulein Harms zugesagt hat, dessen bin ich froh. Die Harms sind ein altes Pastorengeschlecht. Gute Tradition.“

*

„Weihnachten 1937. Vergangenen Dienstag kam Hanna Harms nach einer guten Reise hier an. Fräulein Harms hatte durch Elfriedes Fürsorge manches mitgebracht, so daß ich jedem etwas auf den Tisch legen konnte.“

*

„Fräulein Harms ist mit zwei Mädchen im Gartenhaus. Der Aufenthalt dort ist jetzt noch möglich, nachher ist es zu heiß. Die Nähe des Flusses und die mit Gebüsch bedeckten Ufer erzeugen eine richtige Treibhausluft. Nach Rückkehr wartet auf Fräulein Harms eine Riesenarbeit, nämlich das Waschen der Betten und anderes. Das gehört auch zu unsern Ferienvergünungen.“

*

„Klassisch ist folgender Ausspruch von Fräulein Harms: ‚Sie fordern wenig, aber erwarten viel.‘ — Es war in einer Unterredung, bei der sie nach ihrer Gewohnheit sich selbst unterschätzte. Ich habe laut aufgelacht über diesen philosophischen Satz. Sie selbst lachte natürlich mit. Aber das Wort gab mir doch viel zu denken.“

*

„Die Schwestern aus Täbris fragten telegraphisch an (13. 6. 40), ob sie mit dem Konsul am 20. 6. die Heimreise antreten dürfen. Ich habe meine Einwilligung gegeben, trotz starker Gründe, die dagegen sprachen. Ich habe aber nicht die Freiheit, Mitarbeiter, die sich infolge der Not innerlich von uns gelöst haben, festzuhalten. —

Gestern (12. 6. 40) sind Fräulein Harms und Ali Kule nach Täbris abgereist, um dort die Leitung des stark verkleinerten Hauses zu übernehmen. Ich rechne es Fräulein Harms groß an, daß sie nicht die relativ bequeme Heimreise wählte, sondern, da ich ihr die Wahl ließ, sich zum Bleiben entschloß. Möchte der Herr ihr bei der nicht leichten Aufgabe helfen! Unser Isfahaner Heim ist auch um die Hälfte verkleinert. Wie die Zukunft sich gestalten wird, das weiß der Herr. Meine Pflicht ist es, alles zu versuchen, um die Arbeit über die Kriegszeit hinüberzuretten.“

*

In der Welt brennt wieder einmal die Kriegsfackel, und dieses Mal heller, lodender, gespenstischer denn je. Siegesfanfaren ertönen und mischen sich mit dem Todesröcheln der Sterbenden, dem Klagen der Blutenden und dem Weinen und Schreien der unschuldig Gefolterten. Es ist wie ein Wunder, daß Christoffel seine Arbeit immer noch fortsetzen kann. Gottes Hände sind schirmend gebreitet über den Dienst der Liebe um Jesu willen in Täbris und Isfahan. Wie ist Christoffel froh, daß Hanna Harms mit ihm eins ist in dem Entschluß, den Posten zu halten bis zuletzt, d. h. bis der Herr andere Weisung gibt und andere, vielleicht harte und dornenschwere Wege gehen heißt. England und Rußland verlangen vom Iran Ausweisung der Deutschen.

In stiller Abendstunde faltet Christoffel die Hände und betet:

„Harre, meine Seele, harre des Herrn; alles ihm befehle, hilft er doch so gern. Wenn alles bricht, Gott verläßt dich nicht; größer als der Helfer ist die Not ja nicht. Ewige Treue, Retter in Not, rett' auch unsre Seele, du treuer Gott!“

Interniert

Herr, daß ich nie und nimmer
den Weg verlier',
bitt' ich dich heut und immer:
Bleib du bei mir!

Über die nächsten schweren Wege, beginnend im Jahr 1941, berichtet Christoffel später folgendes:

„Im August 1941 besetzten englische und russische Truppen große Teile Irans. Die Folge war, daß die Deutschen das Land verlassen mußten. Die Mehrzahl der Frauen wurde nach Deutschland abtransportiert. Fräulein Hanna Harms, die Leiterin unseres Heims in Täbris, geriet in russische Gefangenschaft und wurde nach Rußland geschafft. Die deutschen Männer wurden verhaftet zwecks Abtransport nach Australien oder Rußland, unter ihnen auch ich. Jedoch blieb ich nur eine Nacht in Haft. Ein Telegramm einer iranischen Behörde in Teheran veranlaßte meine sofortige Entlassung. So konnte ich noch zwei Jahre ungehindert meine Arbeit fortsetzen, bis auch mich das Los traf.

In der Nacht vom 30. zum 31. 8. 1943 wurde ich verhaftet und, ohne daß ich mich von den Meinen verabschieden oder irgend etwas anordnen konnte, abtransportiert.

Wenige Wochen vorher waren iranische Herren an mich herangetreten zwecks Errichtung eines Armen- und Waisenhauses, das sie selbst finanzieren wollten. Die Anfrage entsprang rein philanthropischem Interesse. Später mußte ich erkennen, daß sie mir zur Last gelegt wurde.

Ich kam zunächst in ein Sammel- und Durchgangslager, in dem ich nur einige Tage blieb. Von dort wurde ich am 4. 9. 1943, an meinem 67. Geburtstag, weitergeschafft. Ich durchlief acht Lager, in Iran, im Irak, Ägypten und Deutschland.

Herausgerissen aus einer Arbeit, in der ich tief wurzelte, aus einer so engen Verbindung, wie sie eine Arbeit wie die unsrige mit sich brachte, hineingeworfen in ein Leben, das so untragbar scheint für jeden, der zum erstenmal hinter Stacheldraht gesetzt wird, das alles legte sich wie ein Bann auf mich, und vor mir stand das quälende Warum, bis ich ins Heiligtum ging und der Bann von mir genommen wurde. Nicht, als ob ich jetzt alles verstanden hätte, aber es wurde mir zur Gewißheit: ‚Es ist der Herr.‘ Das gab mir Ruhe für die Zeit, da ich scheinbar aufhörte, Persönlichkeit zu sein, in der ich Nummer wurde. Selten habe ich die Kraft von Gottes Wort so erfahren wie damals. Besonders zwei Stellen der Heiligen Schrift wurden mir wertvoll und gaben Kraft zum Aushalten. Die eine war das Wort Jesu zu Petrus Joh. 13, 7. Die andere war der 42. Psalm. Diese beiden Stellen haben mich hindurchgeleitet durch die ganzen 33 Monate, die ich hinter Stacheldraht saß.

Aus einer reichen Arbeit, einem vielseitigen Dienen kommend, durfte ich auch in den verschiedenen Lagern wieder dienen, sei es durch Lagergottesdienste, sei es durch Gespräche unter vier Augen. Die Lager waren nicht groß; so kam man sich sehr nahe. Ich rechne es als positiven Gewinn, daß ich wertvolle Bekanntschaften anknüpfen konnte, sowohl mit europäischen Lagerinsassen als auch mit iranischen Moslems.

Ich denke besonders an meinen Giovanni, einen italienischen Mineur, der mir diente wie ein Sohn dem Vater, unaufgefordert, und ohne daß er Belohnung erwartete. Gleicherweise war das Verhältnis eines englischen Quartiermeisters zu mir wie das eines Sohnes zum Vater. Es knüpften sich Bande, die, so glaube ich, fürs Leben halten werden. Ich lernte feine Menschen kennen, unter Europäern, Iraniern, Engländern und unter der indischen Wache. Gerade unter der indischen Wache, sei es, daß sie gestellt wurde von Sikhs oder Moslems oder Hindus oder

Gurkhas, fanden wir viel Teilnahme. Von allen wurde ich ‚Papa‘ genannt. Es war in seiner Art ein reiches Leben. Rückblickend danke ich dem Herrn für die Zeit. Ich möchte sie nicht aus meinem Leben gestrichen haben.

Noch etwas Positives brachte die Gefangenschaft. Seit Jahren stand ich ununterbrochen, ohne Pause, in der Arbeit, einer Arbeit, die keine Zeit zu Reflexionen gab. Darin lag eine Gefahr, nämlich die, daß ich vor den Anforderungen des Alltags nicht *die* Übersicht und Einsicht erhielt, die im Interesse der Arbeit lagen. Nun aber hatte der Herr mich herausgenommen, nun hatte ich Muße, den Bau, den der Herr zu bauen geboten hatte, von außen zu betrachten. Und was mir da gezeigt wurde, beugte mich tief. Ich sah die Folgen meines Zukurzkommens, meiner Fehler, sah Risse in dem Bau, der aufgeführt war. Die Erkenntnis aber demütigte, jedoch sie war Gewinn, ein Gewinn, den ich im Alltag der Arbeit selbst nicht hätte haben können. Das danke ich dem Herrn.

Nach meiner Verhaftung wurde die Lage des Isfahaner Heims äußerst schwierig. Da griff die in Isfahan arbeitende Schwestermission, die Englische Kirchenmission (CMS), ein und übernahm die Arbeit zu treuen Händen. Das war Gottes Gnade.

Eine ganz bedeutende Hilfe wurde in jener Zeit und durch Jahre hindurch die Mitarbeit von Frau Dr. Mentel. Sie war die einzige deutsche Frau, die in Isfahan zurückgeblieben war, abgesehen von zwei anderen, die mit Persern verheiratet waren.

Erst als eine englische Dame vom englischen Missionsbischof zur Leitung der Anstalt berufen wurde, trat Frau Dr. Mentel etwas in den Hintergrund, was sich für das Heim nicht günstig auswirkte. Sie war eine der Frauen, die eine Arbeit wie die unsere mit dem Herzen tat. Sie war früher selbst Lehrerin und hatte viel Verständnis für die Kindesseele. Durch einen längeren Aufenthalt in Iran hatte sie auch ein besonderes Verständnis für die

Mentalität der Orientalen. Ihre Mitarbeit ist aus diesem Abschnitt der Geschichte unserer Mission nicht wegzudenken.“

*

Am 5. Juni 1946 darf Christoffel endlich das Gefangenenlager verlassen. Er wohnt bei seiner Schwester in Bad Sachsa und muß sich regelmäßig bei der Polizei melden. Diese „Freiheit“ belastet ihn, der nun schnell wieder Hand anlegen möchte, um das zerstörte Missionswerk neu zu bauen. Voll Weh denkt er zurück an die Lager im Iran, Irak und Ägypten und zuletzt in Deutschland, und das quälende Warum läßt ihn nicht los. Er schreibt später seinen Freunden: „Es ist Gottes Methode, uns von Zeit zu Zeit das Handwerkszeug aus der Hand zu nehmen, um nachzusinnen über das Werk, das er uns anvertraute. Diese Besinnung aber löste bei mir Beschämung und Dank aus.“

Warten — warten — warten!

Herz, laß das bange Sorgen,
das deinen Tag umspannt!
Gott hat dein Heut und Morgen
in seiner starken Hand.

Auch hinter Wolkenwänden leuchtet der Sonne Licht. In der Ungewißheit der Zeit greift der Glaube nach dieser Gewißheit. Nichts fällt so schwer wie warten, daß die Sonne wieder scheint. Der Himmel über Deutschland ist schwarz verhangen. Die Zukunft deutscher Missionsarbeit liegt im tiefsten Dunkel. Christoffel und seine Freunde aber hören nie auf zu hoffen. Dabei legen sie die Hände nicht in den Schoß. Konnte man den Blinden im Orient nicht helfen, so greift in der Heimat die Not der vielen Kriegsblinden ans Herz. Es reißt der Plan zur Errichtung

eines Heims für pflegebedürftige Kriegsblinde. Ohne große eigene Mittel, allein im Blick auf den Herrn, der befohlen hatte: „Führet die Blinden und Krüppel herein, auf daß mein Haus voll werde!“, wird das Werk im Frühjahr 1948 begonnen. In Nümbrecht im Bergischen Land soll das Haus erstehen. Am 22. Mai 1949 wird der Grundstein gelegt. Nach einem Gottesdienst in der Nümbrechter Kirche zieht die Gemeinde zum Bauplatz. In einem Bericht über diese Feier lesen wir:

„Nach einem Choral des Posaunenchores und einleitenden Worten des Vorstandsmitgliedes Karl Löwe hielt Pastor Christoffel die Festansprache auf Grund des Wortes: Ich bin ein Schuldner der Griechen und der Ungriechen, der Weisen und der Unweisen (Röm. 1, 14). Es war ein feierlicher Augenblick, als Pastor Christoffel das Kästchen mit der Urkunde, Bibel, Büchern und Schriften der Blindenmission in die Vertiefung des Grundsteins legte. ‚Möchte dieses Haus nach seiner Vollendung werden ein Ort, an dem viele zum ewigen Licht geführt werden können‘, so klingt der Text der Urkunde aus.“

„Es scheint, daß die dunklen Wolken, die noch über allen deutschen Missionen liegen, sich anfangen zu zerteilen“, schreibt Pastor Christoffel in einem Missionsbrief an seine Freunde. Weiter heißt es in diesem Rundschreiben:

„Ich werde manchmal mündlich und schriftlich gefragt, wie es mit meiner Rückkehr steht. Es klingt bei diesen Fragen vielfach ein gewisser Unterton durch, nämlich eine nicht zu verkennende Ungeduld. Diese verstehe ich wohl und weiß auch, daß eine solche Ungeduld lähmend wirken kann. Ich selbst kann immer wieder nur eins antworten: ‚Ich bin ein Wartender.‘ Es gibt nun zweierlei Warten, nämlich ein Warten in Geduld und im Vertrauen auf den Herrn, der seine Stunde kennt. Dann gibt es aber auch ein Warten, das wir das ungeduldige nennen können. Dieses versucht die Wartezeit abzukürzen durch eigenes

Tun, und wenn dann die Zeit zu lang wird, dann treten Lähmungserscheinungen ein. Ich bitte den Herrn, daß er mir in Gnaden die Fähigkeit des Wartens in Geduld gebe. Das gilt sowohl im Blick auf meine Rückkehr, wie auch im Blick auf die Lage von Fräulein Hanna Harms, über deren Schicksal wir noch immer im ungewissen sind.“

*

So stärkt Christoffel die Freunde der Mission. Er tut es auch mit Missionsvorträgen und Berichten in Jugendkreisen. In Hermannswerder bei Potsdam findet nach jahrelanger Unterbrechung wieder das Jugendmissionsfest statt. Wehmut überfällt die alten Teilnehmer, wenn sie der Vergangenheit gedenken; mit Frische und neuem Mut füllen die Jungen ihre Herzen: Jetzt nur nicht nachlassen im Hoffen und Beten!

Schwedische Freunde bringen mit ihren Gaben den Betrag auf, der bei einer Ausreise Christoffels benötigt wird. Die amerikanische Mission schreibt, daß sie es begrüßen würde, wenn das Blindenheim in Täbris wieder eröffnet werden könnte. Christoffel schreibt einige neue Missionsbüchlein mit Erlebnissen aus seinem reichen Missionsdienst. So wird nicht nur das Interesse für die Mission wachgehalten, die Beter werden gestärkt und ermuntert, nicht aufzuhören, den Herrn der Mission zu bedrängen und ihm seine Verheißungen vorzuhalten. In dieser Zeit des Wartens erinnert sich Christoffel oft der fünf Jahre Wartezeit nach dem ersten Weltkrieg. Damals half ihm ein Ausspruch des Direktors der Berliner Mission, Dr. Axenfeld: „Bruder, wir wollen zu denen gehören, die da glauben, auch wenn nichts zu glauben ist.“ Dieses Wortes muß er gedenken, als er im Januar 1950 das zerstörte Berlin besucht.

Der Weg ist frei

Gott weiß wohl, was dir frommt,
kennt für dich Ziel und Zeit.
Wenn seine Stunde kommt,
ist Hilfe nicht mehr weit.

Im Januar 1951 ist es dann soweit! Pastor Christoffel darf wieder auf sein altes Missionsfeld reisen. Im Sommer 1949 kann er tiefbewegt seinen Freunden zwei Tatsachen mitteilen zum Mitfreuen und Mitdanken.

1. Fräulein Hanni Harms, seine treue Mitarbeiterin, lebt! Eine deutsche Frau, die mit ihr interniert war und jetzt frei ist, hat die Nachricht an die Mutter, Frau Pfarrer Harms in Hermannsburg, gesandt.

„Ich weiß, was es heißt, hinter Stacheldraht zu sitzen. Sie aber sitzt jetzt fast schon acht Jahre, und zwar unter Verhältnissen, wie ich sie nicht gekannt habe. Das zwingt uns zum Dank und zur Fürbitte. Wir sehen, was Gott der Herr tun kann und was er jetzt gegenwärtig tut. Aus naheliegenden Gründen kann ich Einzelheiten über den Ort der Internierung nicht mitteilen. Wir können uns auch nicht mit ihr in Verbindung setzen. Wir können aber etwas tun, was wichtiger ist, wir können den Herrn bitten, ihr bald die Freiheit zu schenken und sie der wartenden Mutter zurückzugeben. (Fräulein Harms durfte Weihnachten 1955 aus Rußland heimkehren. Sie hat ihre Erlebnisse in drei Erinnerungsbändchen aufgezeichnet, die den Titel tragen: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal.“)

2. Christoffel kann seinen Freunden folgendes mitteilen:

„Den Freunden unserer Arbeit in Iran ist es gelungen, für mich die Erlaubnis zur Rückkehr auf unser Arbeitsfeld zu bekommen. Seit einigen Wochen liegt die offizielle iranische Einreiseerlaubnis beim Generalkonsulat in Stutt-

gart. Bezeichnend ist, daß es in der Hauptsache mohammedanische Persönlichkeiten waren, die sich für meine Rückkehr einsetzten. So ist der erste große Schritt zur Wiederaufnahme unserer Arbeit getan. Dafür wollen wir dem Herrn der Mission danken. Zwei weitere Schritte sind nun notwendig, an die wir im Blick auf die bis jetzt erfahrene Hilfe herantreten wollen. Ich benötige das Ausreisevisum der britischen Militärregierung. Erfahrungsgemäß wird dasselbe nicht leicht gegeben, und es nimmt viel Zeit in Anspruch, es zu bekommen. Der dritte Schritt ist die Finanzierung der Reise und die Wiederaufnahme der Arbeit. Ohne des Herrn Hilfe werden wir die Mittel nicht erhalten können.

Wie Sie wissen, liebe Freunde, ist nur das Heim in Isfahan durch die Treuhänderschaft der Englischen Kirchenmission erhalten geblieben, während das in Täbris nach der Verhaftung von Fräulein Harms aufhörte zu existieren. Nun erhalte ich von der in Täbris arbeitenden amerikanischen Presbyterianermission einen Brief, in dem die Bitte ausgesprochen wird, die Arbeit in Täbris wieder aufzunehmen. Darüber kann ich hier keine Entscheidung treffen. Aber ich bitte Sie, liebe Freunde, auch dessen im Gebet zu gedenken.“

Am 11. Januar 1951 endlich kann Pastor Christoffel von Bad Sachsa, seinem deutschen Wohnsitz, Abschied nehmen. Im Kreis treuer Missionsfreunde, die sich im Gemeindehaus versammelt haben, hört er manches Wort der Liebe und Anerkennung. Er selbst spricht über das Wort aus Psalm 16: „Mir ist das Los gefallen aufs lieblichste.“ Gerade von gefährlicher Krankheit genesen, in der er oft gefragt hat: Herr, warum?, und in der er Trost fand in dem Lied „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl“, kann er jetzt dankbar bekennen: „Nur Gottes Treue hat gewaltet!“ Er möchte seines Alters wegen weder bewundert noch bedauert werden, und er möchte auch nicht den oft gehörten Ausspruch widerlegen:

Wie kannst du bei dem Massenelend in der Heimat noch Geld für das Ausland opfern lassen? Er stellte allen Kritiken und losen Schlagworten das heilige Muß des Befehls Christi entgegen: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Dieses zu tun, sei sein seligstes Los. Christoffel erinnert an einen Ausspruch des bekannten Missionars Carey: „Ich steige in die Tiefe — haltet ihr das Seil!“

An diesem Tag lesen die Christen in der Welt im Losungsbuch als Losung und Lehrtext:

Psalm 113, 5. 6: Wer ist wie der Herr, unser Gott, der sich so hoch gesetzt hat und auf das Niedrige sieht im Himmel und auf Erden?

Lukas 14, 21: Der Hausherr sprach: Gehe aus schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein!

Am 15. Januar trägt das Flugzeug Christoffel von Frankfurt am Main nach Teheran. Hier macht er noch einige wichtige Besuche und trifft am 26. Januar 1951 in Isfahan ein. Von seiner Heimkehr — denn das war sein Zurückkommen nach Isfahan — berichtet er später:

„Am 16. Januar erreichte ich mit dem Flugzeug über Genf, Rom, Damaskus Teheran. Hier holten mein Getreuer, Ali Kule, und einige persische Freunde mich ab. Paßformalitäten, Besuche und Gegenbesuche hielten mich zehn Tage fest. Dann Weiterflug nach Isfahan. Der Empfang auf dem Flugplatz und später im Heim beeindruckte mich sehr und zeigte, wie tief wir gewurzelt waren.

Wie fand ich das Heim? Manches bewegt mich schmerzlich. Vergeblich suchte ich nach vielen vertrauten Gesichtern. Eine Anzahl armenischer Pfleglinge sind nach Sowjetarmenien mit ihren Familien ausgewandert. Andere befinden sich hier und da in den Gebirgsdörfern. Von den Taubstummen ist keiner im Hause. Soviel ich erfahren konnte, sind zwei Fabrikarbeiter, zwei sollen in Teheran sein, ein anderer in Kerman. Zwei blinde junge Männer

sind verheiratet, der eine von ihnen mit einer Blinden. Ein dritter ist im Begriff zu heiraten. Sie waren nicht gut beraten, als sie den Schritt taten. Ein blindes Mädchen wurde vor einigen Monaten getauft. Ein blinder junger Mann nimmt Taufunterricht. Von den früheren persischen Mitarbeitern ist keiner mehr in der Arbeit. Die meisten sind in schwierigsten wirtschaftlichen Verhältnissen. Sie umlagern mich täglich und erwarten Hilfe und Wiederanstellung. Von den Krüppeln steht nur der einarmige Alemdar noch in loser Verbindung zum Heim. Er wohnt bei der befreundeten Familie Mentel und wird, wenn wir ein Haus gefunden haben, mit anderen blinden jungen Männern zu mir kommen. Die Mehrzahl der früheren Niemandskinder ist beschäftigt und mehr oder weniger fähig, ihr Brot zu verdienen. Zwei von ihnen machen leider immer wieder Bekanntschaft mit dem Gefängnis.

Soweit ich die Lage überschaue, werde ich sobald wie möglich die größeren Knaben und jungen Männer übernehmen, d. h. sobald wir ein geeignetes Haus gefunden haben. Das aber ist äußerst schwierig, und zwar hauptsächlich der hohen Mieten wegen. Das wieder hängt zusammen mit der allgemeinen wirtschaftlichen Lage und den krassen Klassenunterschieden: unsagbare Armut neben größtem Reichtum. Für ein Haus, das für den Anfang sich eignen würde, muß ich drei- bis vierhundert Toman monatlich bezahlen. (Ein Toman entspricht einer DM.) Dementsprechend sind auch Gehälter und Lebensunterhalt. Miß G., die jetzige Leiterin des Heimes, rechnet für einen Pflegling monatlich 150 Toman. Ich schreibe Ihnen, liebe Freunde, das nicht, um Sie zu erschrecken, sondern damit Sie einen Blick in unsere Lage und Bedürfnisse gewinnen. Verbunden aber damit ist die Bitte um Fürbitte.

In der Geschichte unserer Mission beginnt ein neues Kapitel. Noch sind es unbeschriebene Blätter. Den Inhalt wird der Herr diktieren. Er tut das durch uns, durch Sie, liebe Freunde, und durch mich. Was auf die leeren Blätter

geschrieben werden wird, hängt davon ab, wieweit wir des Herrn Absichten verstehen und auf sie eingehen.“

Im Sommer kann Christoffel vom „eigenen Gedinge“ schreiben. Es gelang ihm, ein Haus zu mieten. Viel Mühe war damit verbunden. Entweder waren die Mieten zu hoch oder die angebotenen Häuser waren ungeeignet. Fand sich ein Haus, das geeignet schien, lehnte der Hausbesitzer ab. Für Blinde wollte er sein Haus nicht hergeben. Aber nun hat Christoffel mit seiner elfköpfigen Heimfamilie endlich eine Heimat gefunden. Es ist ein zweistöckiges Haus. Man hat von der Veranda eine herrliche Fernsicht auf einen Gebirgszug. Von den Heiminsassen sind acht von der früheren Heimfamilie.

„Wir halten wieder regelmäßig sonntags unsere Gottesdienste, vorläufig in persischer Sprache. Leider können wir noch nicht singen. Unser kleines Harmonium ist unbrauchbar gemacht.

Ich mache Abend für Abend einen kurzen Spaziergang in einer der belebtesten Straßen, in der der Korso stattfindet. Was mich interessiert, sind nicht die eleganten Herren und Damen, sondern die Bettler und Blinden, besonders die bettelnden Kinder. Ein blinder Knabe: Er kann nicht zu uns kommen, da er eine alte Mutter versorgen muß. Ein blinder junger Mann: Man hat ihn zwangsweise verheiratet. Er versorgt Frau und Kind durch seine Bettelei. Ein blinder alter Mann, früher Gemüsehändler. Nach der Erblindung verließen ihn Frau und Kinder. Eine lange Reihe dieser Ärmsten. Und die Kinder! Nicht die eigentlichen Niemandskinder sind die Ärmsten, sondern die, die noch Angehörige haben und von diesen zum Betteln angehalten und gezwungen werden. Sie sind schier unerreichbar. Wenn so eine kleine Kinderhand sich nach einer Gabe ausstreckt, dann möchte man sie ergreifen und möchte das Kind herausführen aus all dieser Not und Lieblosigkeit.

Soeben bringt man einen der blinden Knaben aus Feridan, Assadur. Er ist in einem fürchterlichen Zustand. Er ist einer unserer früheren Sängerknaben. Ich fragte ihn, ob er noch singen kann. Er sagte, er könne noch ‚Gott ist die Liebe‘.

Die Not steigert sich: Arbeitslosigkeit, innere Unruhen, Trockenheit, Heuschreckenplage, das alles wirkt zusammen, um die Not zu verallgemeinern.

Lassen Sie mich, liebe Freunde, einmal herzlich danken, auch für die materielle Hilfe, die Sie leisten! Wir haben hier Auslagen, die wir in normalen Zeiten nicht hatten. Das Inventar, das bei meiner Verhaftung vorhanden war, fand ich nur zu einem kleinen Bruchteil wieder. Natürlich schaffe ich nur das Nötigste an. Manches aber ist absolut nötig. Ich will Sie nicht ermüden durch Aufzählung der Sachen, die nicht da sind, die aber nötig sind. Mit Gottes Hilfe und der Ihrigen werden wir aber wieder zu einem richtigen Haushalt kommen. Schwierig ist in geldlicher Hinsicht jede Neuaufnahme. Sie erfordert ein Bett, Kleider, Wäsche und anderes. Bekanntlich müssen Neuaufgenommene ganz neu eingekleidet werden.“

Am 4. September 1951 kann Christoffel seinen 75. Geburtstag feiern. „Hairik“ (auf deutsch: „Väterchen“), wie er von seinen engsten Mitarbeitern und Pfleglingen genannt wird, erfährt viele Beweise der Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung. In körperlicher und geistiger Frische treibt der Missionar und Vater der Elenden sein Werk im Auftrag seines ewigen Herrn, schauend auf den Wochenspruch der Geburtstagswoche: „Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorgt für euch“ (1. Petr. 5, 7).

Die tägliche Sorgenlast wird nicht abgenommen, aber er weiß den Ort, da sie abgeladen werden kann. Getrost schreibt er nach Deutschland:

„In der Morgenandacht, an der alle teilnehmen, versuche ich das Vaterunser zu erklären. Morgen komme ich

an die Bitte: Unser täglich Brot gib uns heute! — Es ist das für uns in unserer Lage *die* Bitte, die Bitte, die für unser Haus überragende Bedeutung hat, und zwar im Sinne der klassischen Auslegung Luthers. Wir stehen vor dem Winter. Der hat schon immer vermehrte Auslagen. Wie leicht kommt der Hausvater in die Fragen hinein, die der Herr als heidnisch bezeichnet, in die Frage: ‚Was werden wir essen, wie werden wir uns kleiden?‘ Die Lebensmittelpreise sind in den letzten Wochen um beinahe 25% gestiegen, dementsprechend auch die anderen Preise. Es fehlt aber noch an allen Ecken, auch an notwendigem Hausgerät. Die Knaben benötigen Winterkleider. Wir benötigen wollene Decken, Heizmaterial, Wintervorräte an Eßwaren. Wir haben noch keine Öfen. So könnte ich fortfahren, möchte aber Sie, liebe Freunde, nicht beunruhigen. Warum aber schreibe ich dieses und zeige Ihnen unsere Nöte und Bedürfnisse an? Einzig und allein, damit Sie sie fürbittend mittragen und mit uns beten: ‚Unser täglich Brot gib uns heute!‘“

„Er ist das Licht der Blinden“

Gott gab dir Mut zum Wanderweg,
gab Kraft zum Tun und Tragen.
Er wird auch für der Zukunft Steg
dir Wort und Weisung sagen.

Das Licht der Liebe Gottes den Blinden und Heimatlosen zu bringen, darin sieht Christoffel seine ihm von Gott gestellte Aufgabe, und diese Aufgabe erfüllt er in besonderer Weise in den letzten Jahren seines Lebens. Er versucht Hilfe zu bringen in leiblicher und geistiger Hinsicht und bringt sie, da der ewige Herr ihm Gesundheit und Kraft schenkt, ihm auch Mitarbeiter, auch aus

Deutschland, zuführt und immer wieder Menschen willig macht, geldliche Opfer zu bringen für dieses so wichtige Stück Arbeit in seinem Weinberg.

1954 gedenkt der Freundeskreis in der Heimat der fünfzigjährigen Missionarstätigkeit ihres Freundes und geistlichen Vaters. In diesen fünfzig Jahren durfte er nicht nur Elende von der Straße holen, sättigen und ihnen eine Heimat geben, sondern ihnen auch Bildung vermitteln. Blinde lernen schreiben und lesen, haben geregelten Unterricht und üben sich in einem Beruf, der ihnen Verdienst und Lebensgrundlage verschafft. Was aber noch wichtiger ist, in die Nacht dieser Menschen strahlt das helle Licht des Evangeliums. Blinde Jungen melden sich zum Taufunterricht, finden den Weg zu Jesus, lassen sich taufen und gehen nun den Weg dem Heiland nach und sind bestrebt, ein Jüngerleben zu führen.

Christoffel schreibt einmal: „Natürlich ist es nicht so, daß neubekehrte Mohammedaner gleich geheiligte Persönlichkeiten sind. Bei den meisten dauert es lange, jahrelang, bis sie den Einfluß des Islams abgestreift haben. Sie leben immer im Kampf mit der Vergangenheit. Bei unsern jungen Getauften sehen wir deutlich, wie jedes Jüngerleben auf Wachstum angelegt ist. Manche bleiben lange in den Kinderschuhen stecken. Es ist für den Seelsorger ausschlaggebend, ob er fähig ist, Hindernisse des Wachstums zu beseitigen und das Wachstum zu fördern. Diese Fähigkeit hat keiner in sich selbst, sie wird von oben gegeben.“

Einige Streiflichter aus der Arbeit geben die folgenden Berichte, die Christoffel im Missionsblatt für seine Freunde in Deutschland veröffentlichte:

Der Jüngste unserer Heimfamilie, das heißt, der Jüngste nicht dem Alter, sondern seinem Eintritt nach, ist Fathullah, ein Straßenjunge. Ich schätze ihn 13—14 Jahre. Er hat einen Grindkopf, den wir bestrahlen ließen und der in der Heilung befindlich ist. Die Grindkrankheiten sind

hier eine der schlimmsten Geißeln für Kinder der ärmeren Klassen. Sie werden jetzt durch Bestrahlung mit Erfolg behandelt. Fath ullah ist der Typ eines Straßenjungen. Er hatte den furchtbaren Blick, den man bei den gequälten Straßenhunden beobachtet. Am Anfang zuckte er bei jeder Bewegung, die ich in seiner Nähe machte, erschreckt zusammen, da er Prügel befürchtete. Nur langsam verliert sich die Angst in seinen Augen. Er kommt aus tiefstem Sumpf, ein Sumpf, so tief, wie ihn vielleicht nur der Orient kennt.

Vor einigen Tagen begann ich den Unterricht mit dem ersten Taubstummen. Er heißt Rahim, der Barmherzige, und ist der Sohn eines kleinen Kaufmanns. Deshalb ist er nur Tagesschüler. Ein zweiter taubstummer Knabe wartet auf seine Aufnahme. Er ist sehr arm. Deshalb werde ich ihn ins Haus nehmen müssen. Bei jeder Neuaufnahme haben wir bedeutende Sonderausgaben für Bett und völlig neue Einkleidung. Die kann ich aber jetzt nicht machen. So muß der arme Junge warten.

Mehmed ist einer unserer mohammedanischen blinden jungen Männer. Charakterlich ist er einer der Besten. Im Fastenmonat Ramadan hielt er mit großer Gewissenhaftigkeit die vorgeschriebenen Fasten und den Namas, das vorgeschriebene Gebet. Ja, er tat mehr, als vorgeschrieben war. Eines Tages beschwerten sich die anderen Knaben, daß er beim Tischgebet nicht aufstände. Anfangs legte ich dem keine Bedeutung bei. Als aber die Klagen wiederholt kamen und die Angelegenheit sich zu einem Ärgernis für die Heimgenossen auswuchs, sah ich mich genötigt, mit Mehmed zu sprechen. Ich erklärte ihm: „Du weißt, daß in unserem Hause Mohammedaner und Christen sind. Jeder hat das Recht, den Vorschriften seiner Religion entsprechend zu handeln. Die Voraussetzung aber ist, daß jeder die Überzeugung des andern achtet. Du aber verachtest unsere Überzeugung und weigerst dich, beim Tischgebet aufzustehen.“ Seine schroffe Antwort

war: „Ich will nicht aufstehen.“ — „Ich gebe dir Bedenkzeit. Wenn du bei deiner Weigerung bleibst, mußt du unser Haus verlassen.“ „Ich brauche keine Bedenkzeit. Ich stehe nicht auf.“ Daraufhin mußte ich ihn schweren Herzens entlassen. Er hat in der Stadt eine Schwester. Zu der ging er, später zu einem Bruder in ein Dorf, einem kleinen Bauern. — Vor einigen Tagen kam dieser Bruder und bat dringend, Mehmed wieder aufzunehmen. Ich betonte, das könnte nur der Fall sein, wenn er sein Unrecht eingesehen und entschlossen wäre, unsere Hausordnung zu beachten. Seit vorgestern ist er nun wieder hier. Wie weit er etwas gelernt hat, kann ich noch nicht beurteilen. Ohne Zweifel war seine Opposition religiös bedingt. Das Ganze aber ist ein Zeichen, wie der neue Geist auch Kreise ergriffen hat, die früher in völliger Gleichgültigkeit verharrten. Mit dem aber müssen wir rechnen.

*

Am 11. Juni nahmen wir einen kleinen Jungen auf. Er heißt Ferhad und kommt aus einem Dorf in der Nähe von Schiras. Er ist sehend. Das rechte Bein ist abgestorben, wahrscheinlich infolge von Kinderlähmung. Am ersten Tage hatte er Heimweh, er aß und trank nicht. Wir mußten ein Schloß vor die Tür hängen. Jetzt hat er sich eingewöhnt, schneller, als wir erwarteten. Sein Vater ist Bauer, heiratete zum zweiten Mal und lehnte den Knaben ab. Eine alte Großmutter sandte ihn zum Betteln. Er behauptet, dreizehn Jahre als zu sein, ist aber jünger. Furchtbar abgemagert, bedarf er vieler Pflege. Die Oberlippe ist zu kurz, so daß der Oberkiefer stark hervortritt. Darüber stehen sprechende, lustige Augen. Er scheint ein anhängliches, fröhliches Gemüt zu haben. Trotz seiner körperlichen Behinderung ist er flink wie ein Wiesel, ein kleiner Akrobat. Er legt das tote Bein über den Nacken und tanzt auf dem rechten Fuß. Ich fragte ihn heute, ob

er auch „Scheituni“ mache. Das will heißen, ob er Lausbubenstreiche mache. Er meinte: „Ja, zuweilen.“ Hoffentlich sind die Straßengewohnheiten nicht zu tief gewurzelt.

*

Vor einigen Tagen fragte mich Assadur: „Hairik, wann fangen wir an, Weihnachtslieder zu üben?“ Ich: „Junge, es ist doch noch zu früh.“ Er: „O nein, es sind nur noch 45 Tage.“ Assadur ist noch einer von der alten Heimfamilie. Er weiß, daß das Weihnachtsfest *das* Fest unseres Heims ist, *unser Fest*. Die meisten unserer jetzigen Heimfamilie haben es noch nicht gefeiert. Sie erfahren von den andern, wie es gefeiert wird. Die Frage Assadurs zeigte, wie das Fest seine Schatten vorauswirft. Nicht nur das, sie zwingt den Hausvater, sich mit dem Kommenden zu beschäftigen. Täglich muß er Fragen beantworten. Fragen, deren Beantwortung ihm nicht leicht fällt. „Werden wir einen Christbaum haben?“ „Werden auch viele Lichter daran sein?“ Die so fragten, waren Blinde. „Was wirst du mir schenken?“ „Werde ich bunte Bleistifte bekommen?“ „Werde ich eine Mundharmonika bekommen?“ „Werde ich eine Flöte bekommen?“ Andere versteigen sich bis zur Uhr, zum Auto. Andere sind praktischer, wünschen sich Strickjacken, eine neue Hose oder warme Unterhosen. Es sind mancherlei Wünsche, aber nur ein Hausvater, der in Verlegenheit gesetzt wird. Und nun sinne ich und sinne und überschlage meine Mittel und sehe mit einem gelinden Schrecken, was alles nötig ist.

Wenn das Senden nach hier nicht so schwierig wäre, würde ich das Wagnis übernehmen und Ihnen einen langen Wunschzettel zusenden, aber dann würde ich ja in den Fehler meiner Jungen verfallen, die so viele unerfüllbare Wünsche haben.

*

Vor einer Woche kam Schwester Anna Jung an. Die letzte Strecke von Teheran nach hier hatte sie im Autobus zurückgelegt. Es sind mehr als 500 Kilometer. Sie kam, sah und siegte! Die Herzen der Knaben gewann sie im Sturm. Nun macht sie Erkundungsfahrten in das neue, ihr noch unbekannte Arbeitsfeld. Möchte der Herr ihr dazu Gnade geben! Damit ist ein neues Kapitel im Buch unserer Arbeit begonnen. Den Inhalt schreiben wir nicht. Das wird ein anderer tun.

In der Heimfamilie sind einige Veränderungen eingetreten. Fath ullah hat uns verlassen. Er ist Lehrling bei einem Bäcker. Die Stelle hat er sich selbst gesucht. Anfangs hatte ich Bedenken. Ehe er zu uns kam, war er ein Straßenjunge, der im tiefsten Schmutz der Straße zu Hause war. Nun fürchtete ich, daß der Sog der Straße ihn wieder anziehen würde. Zu meiner Freude hat er sich bis jetzt gehalten.

Wir haben zwei Zugänge. Da ist zunächst der kleine blinde Ali Gule. Der Name heißt wörtlich übersetzt: der Blumige. Er ist ein stiller, lieber Kerl, etwa 8—9 Jahre alt, völlig blind. Das rechte Auge steht stark vor. Nach Aussage des Augenarztes muß es später entweder herausgenommen oder gespalten werden. Seine Mutter ist eine typische Bettlerin aus einem Gebirgsdorf. Gleich am Tage nach seiner Aufnahme wollte sie ihn wieder fortnehmen. Der Junge weigerte sich. Seitdem hat sie es noch verschiedene Male versucht. Bis jetzt vergebens. Ich bange um den Jungen, daß es der Mutter eines Tages doch gelingen wird, ihn wegzuholen. Ali Gule hat ein gutes Orientierungsvermögen, so daß er sich schnell im Haus und Garten zurechtfindet. Die anderen Knaben haben ihm aber auch tüchtig geholfen. Der zweite Zugang ist Rahmad Ullah, das heißt Barmherzigkeit Gottes. Er ist ein sehender Krüppel. Als Kind hat er seinen rechten Fuß gebrochen. Der Bruch wurde nicht behandelt. Er bewegt sich mit großer Mühe. Er ist etwa 12—13 Jahre alt und

stammt ebenfalls aus einem Gebirgsdorf. Er hat strahlende Augen, wie man sie selten sieht; dabei hat er einen ritterlichen Charakter. Schwester Anna erhält oft von ihm eine Rose.

*

Wir haben einen Zugang, nämlich einen blinden jungen Mann mit Namen Abbas. Er ist erst vor vier Jahren erblindet. Die Ursache ist uns nicht klar; auch der Augenarzt konnte uns keine Klarheit über die Ursache geben. Ich habe mich lange besonnen, ob wir ihn nehmen durften, da wir mit Blinden in dem Alter keine guten Erfahrungen gemacht haben. Abbas hat den Vorzug, daß er nicht gebettelt, also nicht der Straße angehört hat. Er ist ein stiller, bescheidener Mensch, der sich mit großem Eifer auf das Erlernen der Blindenschrift geworfen hat.

Unter unseren jungen Männern ist noch ein anderer Abbas. Wir nennen ihn Abbas den Kleinen. Vor mehr als Jahresfrist trat er an mich heran mit der Bitte, Christ werden zu dürfen. Ich erklärte ihm, er könne seiner Jugend wegen die ganze Tragweite nicht erfassen. Er selbst sagt, er sei sechzehn Jahre, auch hielt er an seinem Entschluß fest. Ich gab ihm dann zugleich mit Assadur Taufunterricht. Assadur ist Armenier und gehörte der armenischen Nationalkirche an. Da er sich von der angestammten Kirche trennen und zum Protestantismus übertreten wollte, nahmen beide zusammen Unterricht. Am 16. Oktober fand dann in engstem Kreise die Taufe Abbas' und der Übertritt Assadurs statt.

Der Herr der Ernte winkt

Nach allem Glück und Grauen
der langen Erdenzeit
darf ich den Herren schauen
in seiner Ewigkeit.

Blau und tief wölbt sich der Himmel über den Kuppeln der Moscheen sowie über den Dächern der Paläste und der Armen Hütten. Durch die offenen Fenster des Krankenhauses dringt der bezaubernde Duft eines frühen Morgens. Die Christen, die an diesem Morgen des 23. April 1955 das Losungsbüchlein aufschlagen, lesen im Lehrtext: „Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen“ (Joh. 20, 20). Während von den Minaretts die mahnende Stimme zum Gebet ruft: „Kommt zum Gebet! Kommt zum Heil! Allah ist größer! Allah ist größer!“, führt der Heiland der Welt seinen Knecht Ernst J. Christoffel vom Arbeitsfeld des irdischen Daseins zur Ruhe der Ewigkeit.

Am 20. Februar riet der Arzt wegen eines Blasenleidens zur Operation. Christoffels Neffe, Freund und Mitarbeiter, Missionsinspektor Lörner, eilt ans Krankenbett, begleitet von den Segenswünschen und Gebeten der Missionsgemeinde in Deutschland. Bevor die Bahre mit dem Patienten aus dem Haus getragen wird, singen ihm die Kinder „Jesu, geh voran“ und „Gott ist die Liebe“.

Freundlich lächelt er die Pfleger an, die ihn in den Operationssaal tragen und zu palavern beginnen. „däwa nä kunid“ ruft er ihnen zu, d. h.: „Macht ja keinen Streit!“ Es folgen Wochen, die Wege durchs finstere Tal sind. Ab und an leuchtet ein Sonnenstrahl auf. In solchen Stunden bespricht er mit seinem nächsten Mitarbeiter wichtige Fragen über die Weiterführung der Arbeit. Die Ärzte raten, den Kranken im Flugzeug nach Deutschland zu bringen. Der Gedanke daran läßt seine Hoffnung aufflackern. Doch die Schwäche nimmt zu. Der ewige

Herr, von dem wir wissen, daß er „durch des Todes Türen träumend führen“ kann, hat längst die Tür geöffnet, durch die er seinen Knecht über die Todesschwelle ins wahre Leben bringt. Und es wird im ewigen Lichte wahr, was von den Jüngern im Lehrtext des 23. April berichtet wird: Das Jüngerauge sieht den Herrn.

*

Am nächsten Tag findet die Beisetzung statt. Der Sarg steht vor dem Altar der persischen christlichen Kirche. Frauen der deutschen Kolonie haben ihn reich mit Blumen geschmückt. Dichtgedrängt sitzt die Trauergemeinde in den Bänken. Schwer fallen die Worte aus Hosea 6 in die atemlose Stille: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn; denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen; er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden.“ Die Trauerrede hält Missionsinspektor Lörner über die beiden Schriftworte:

Kol. 1, 24: „Nun freue ich mich in meinem Leiden, das ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo, für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde.“

2. Tim. 4, 7. 8: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung liebhaben.“

Der Bischof, Vertreter der Deutschen Gesandtschaft, viele Glieder der deutschen Kolonie, Freunde aus der Stadt und natürlich die Kinder des Missionsheims und alle Mitarbeiter sind ergriffen von dem Ernst der Trauerstunde. Worte des Dankes und des Nachrufs erklingen im Gotteshaus und auf dem armenischen Friedhof, auf dem nun die sterbliche Hülle des geliebten Hairik

beigesetzt wird. Mit tränenerstickter Stimme singen die Kinder ihrem Vater Abschiedslieder. Es ist ergreifend zu sehen, wie die Blinden sich zum Grab tasten, um eine Hand Wüstensand als letzten Gruß in die Grube zu werfen.

Die Freunde in der Heimat erfahren durch Presse und Rundfunk vom Heimgang Christoffels. Hunderte von Zuschriften bekunden Liebe und Verehrung für den Verstorbenen. Und immer wieder die Bitte: Das Erbe Christoffels muß hochgehalten und weitergeführt werden. Wir wollen alle zusammenstehen im Dienst, Gebet und Opfer. Der Vorstand der Mission beschließt, dem Heimgegangenen zu Ehren den Namen der Christlichen Blindenmission im Orient zu ändern in Christoffel-Blindenmission im Orient. Der Name ändert sich; bestehen aber bleibt der Ausspruch Ernst J. Christoffels als Wegweisung, Mahnung und Ermunterung:

Der Weg der Blindenmission
ist das Zeugnis des Glaubens,
der durch die Liebe tätig ist.
Die Tat der Liebe ist die Predigt,
die jeder versteht und die das
Feuer entzünden muß.
Missionsdienst ist höchste
Bevorzugung und birgt den
Lohn in sich selbst;
er läßt Gottes Wunder
sehen und erfahren.

Nachwort

Von Siegfried Wiesinger

Das Werk der Blindenmission im Orient hat seinen Gründer überlebt, denn Gottes Missionsauftrag ist nicht an einzelne Menschen gebunden. Es ist weitergegangen mit dem Dienst unter den Lichtlosen und Schattenkindern in den islamischen Ländern, denn die Not dieser im Elend verkommenen „Lieblinge des Heilandes“ hat nicht ab-, sondern noch zugenommen. Nach wie vor geschieht von anderer Seite leider immer noch so gut wie nichts für die zahllosen darbenden Blinden und von Blindheit Bedrohten in den Ländern der Dritten Welt.

In Afghanistan, dem östlichen Nachbarland Persiens, z. B. gibt es weite Landstriche, in denen mehr als 50% aller Einwohner augenkrank sind. Allein in Indien leben mehr als fünf Millionen Blinde, von denen 80% als Straßenbettler dahinvegetieren, darunter allein etwa zwei Millionen blinde Bettelkinder. In Afrika kommt auf acht Millionen Menschen nur ein einziger Augenarzt. Dabei grassieren dort furchtbare Augenkrankheiten, die dazu geführt haben, daß in zahlreichen Ortschaften bereits jeder zweite Einwohner blind ist.

Der Herr der Mission rief neue Mitarbeiter in das Werk der Blindenmission, die willig waren, draußen den selbstlosen Dienst an den Ärmsten der Armen im Namen Jesu zu tun. Auch die Missionsleitung in der Heimat bildete sich neu, verjüngte sich und ließ sich ganz von der wunderbaren Aufgabe in Beschlag nehmen, lichtlose Menschen herauszuführen aus dem Elend und hineinzuführen in die Nachfolge Jesu.

Genau das ist nämlich bis auf den heutigen Tag der besondere Auftrag der Blindenmissionsarbeit geblieben, obwohl inzwischen eine Vielzahl neuer Arbeitsmöglich-

keiten und Arbeitsmethoden erschlossen wurden. Sehr bald ist erkannt worden, daß den vorbeugenden Maßnahmen augenärztlicher Hilfe eine besondere Bedeutung zukommt, denn man weiß heute, daß 80% der Blinden nicht blind zu sein brauchten, wären sie rechtzeitig von einer solchen augenmedizinischen Hilfe erreicht worden. Kaum ein Gebiet gibt es, auf dem schon mit geringen Mitteln so vielen Menschen so viel geholfen werden kann.

Auch geographisch hat der Dienst der Blindenmission im Laufe der Jahre eine starke Ausweitung erfahren dürfen. Unüberhörbar geworden waren die dringenden Hilferufe, die aus anderen Ländern des Orients, aus Indien und Afrika herüberdrangen. Schnell mehrte sich die Zahl der evangelischen Missionsgesellschaften und der mit ihnen verbundenen einheimischen Kirchen, die sich bereitfanden, den Dienst an Blinden und Augenkranken in ihr Arbeitsprogramm aufzunehmen und kräftig auszubauen. Dabei handelte es sich fast durchweg um Missionsgebiete in solchen Ländern, in denen es noch keinerlei öffentliche Blindenfürsorge gab und gibt. So entschloß sich die Blindenmission, ihren Rat, ihre Erfahrung, ihre Kräfte und Mittel allen jenen zur Verfügung zu stellen, die willig waren, Ursachen und Folgen des Blindenelends wirksam zu bekämpfen und dabei die missionarische Zielsetzung nicht aus dem Auge zu lassen.

Statt aufwendige Projekte zu errichten, geht es unserer Blindenmission bei ihrem Einsatz um notlindernde Sofortmaßnahmen von Mensch zu Mensch, bei denen die Fürsorge und die Seelsorge Hand in Hand gehen. Augenranke behalten ihr Augenlicht; Blinde lernen, sich durch eigene Arbeit zu ernähren, statt zu betteln, und viele Menschen kommen in Berührung mit dem Evangelium. Letzteres kann gerade von jenen Gebieten gesagt werden, die sonst zumeist für jegliche öffentliche Verkündigung der Frohen Botschaft verschlossen sind. Zugleich konnten

Modelle geschaffen werden als Hoffnungszeichen für die Blinden in jenen Ländern und als Ansporn zur Nachahmung für die einheimischen Stellen dort, endlich auch selbst etwas zu tun. Dabei geht es unserer Blindenmission letztlich immer um die Veranschaulichung dessen, was gemeint ist, wenn wir Christen bezeugen, daß Gott die Liebe ist und daß seine allumfassende Vaterliebe allen Menschen gilt.

Heute geschieht der Dienst der Christoffel-Blindenmission in zehn verschiedenen Ländern (Iran, Afghanistan, Pakistan, Indien, Indonesien, Äthiopien, Tansania, Kenia, Nigeria, Ghana) und dort an 22 Plätzen im Rahmen von zwölf verschiedenen Missionsgesellschaften oder Missionskirchen (u. a. Basler, Bethel-, Hermannsbürger, Leipziger, Rheinische, Wiedenester und Chrischona-mission). Derzeit stehen insgesamt 23 Mitarbeiter im Missionsgebiet draußen, davon sind sechs Augenärzte. Es werden zwölf Blindenheime oder -schulen und vierzehn augenmedizinische Arbeiten unterhalten. Allein zweitausend Augenkranke werden in jedem Monat kostenlos ambulant mit Medikamenten behandelt, und etwa zweihundert monatlich erhalten eine Gratisoperation, weil sie selbst kein Geld haben.

Nach wie vor werden die zur Versorgung dieser ausgedehnten Missionsarbeit erforderlichen Mittel nicht durch Gelder von staatlichen oder kirchlichen Stellen aufgebracht, sondern durchweg aus den freiwilligen, persönlichen Spenden des sich über ganz Deutschland erstreckenden Freundeskreises der Blindenmission. Dieser trägt dies Glaubenswerk, das übrigens ganz auf Allianzboden steht, auch in der Fürbitte.

So durfte durch Gottes Gnade aus der missionarischen Pioniertat eines einzelnen, der sich vom Herrn hat rufen und gebrauchen lassen, ein weltweites Liebeswerk diako-

nischer Mission erwachsen, das unzähligen Lichtlosen in aller Welt zum Segen war und ist.

Wer mehr wissen oder selbst mithelfen möchte und an weiterem Informationsmaterial interessiert ist, der wende sich an das Missionshaus der Christoffel-Blindenmission im Orient, 614 Bensheim-Schönberg, Nibelungenstr. 124 (Postscheckkonto Nürnberg Nr. 85 76 u. Konto bei der Bezirkssparkasse Bensheim Nr. 10 37 00).

ERNST J. CHRISTOFFEL (1876—1955) wurde früh die Not der zahllosen Blinden im Orient aufs Herz gelegt. Es ist ein schwerer Anfang auf einem unruhigen und gefährvollen Missionsfeld in der asiatischen Türkei, zu dem zunächst nur Christoffel mit seiner Schwester Hedwig im Jahre 1908 aufgebrochen ist. Der erste Weltkrieg und der Zusammenbruch Deutschlands machen der hoffnungsvollen Arbeit ein jähes Ende. Aber Christoffel resigniert nicht. In der Heimat wirbt er unermüdlich weiter für die Blindenmission. Der Weg in die alte Arbeit in der Türkei bleibt ihm allerdings verschlossen. Dafür öffnet sich eine neue Tür in Persien, wo das Blindenelend besonders groß ist. Täbris und Isfahan sind die beiden Stützpunkte der Mission, die als „Christliche Blindenmission im Orient“ in den folgenden Jahren eine gesegnete Arbeit tun darf. Der zweite Weltkrieg bringt neue Glaubensproben. 1941 besetzen englische und russische Truppen große Teile Persiens. Die Deutschen müssen das Land verlassen. Christoffel selbst darf noch zwei Jahre seine Arbeit fortsetzen, bis auch er interniert wird. Als er 1946 endlich das letzte Lager verlassen kann, ist sein Glaube trotzdem ungebrochen. Mit fast 75 Jahren reist Christoffel 1951 noch einmal aufs Missionsfeld, und es gelingt ihm, auf den Trümmern der alten Arbeit in Isfahan neu aufzubauen, bis der Herr im Jahre 1955 Feierabend gebietet und seinen Knecht heimholt.

Es ist ein Wunder vor unseren Augen, aus dem Nachwort des jetzigen Leiters der „Christoffel-Blindenmission im Orient“ zu erfahren, welche Ausweitung das Werk inzwischen erfahren hat.